Band 842 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

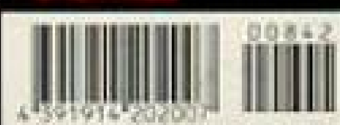
Die große Gruselserie von Jason Dark

Teufels-Schönheit

Band 842 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Teufels-Schönheit

John Sinclair Nr. 842

von Jason Dark

erschienen am 23.08.1994

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Teufels-Schönheit

Della Streep war unter der roten Decke nackt!

Sie lag auf dem Rücken und sah hinter sich an der Wand das helle Tuch mit dem blutroten Fünfeck darauf, das vom Licht dreier Kerzen angestrahlt wurde. Sie standen auf dem Tisch, auf dem auch Dellas Kopf ruhte. Ihr Nacken schmerzte unter dem Druck der Tischkante. Der Körper bildete eine Schräge, denn die Hacken »ruhten« auf einem kleinen Hocker.

Della wartete. Jemand hatte ihr das versprochen, wovon sie immer schon geträumt hatte. Schönheit.

Als sehr junges Mädchen war sie bereits neidisch auf die anderen und mit sich selbst unzufrieden gewesen, wenn sie in den Spiegel geschaut hatte.

Sie war das gewesen, was andere als häßliches Entlein bezeichneten, und sie konnte sich nicht erinnern, daß ihr ein Junge jemals einen interessierten Blick gegönnt hatte.

Das würde sich nun ändern.

Er würde kommen, denn *er* hatte es ihr versprochen. Er war derjenige, der Della das gab, von dem sie geträumt hatte. Sie würde sich ihm voll und ganz hingeben, sie würde hineinfließen in seine herrliche Aura, sie würde nur für ihn da sein, denn er konnte es schaffen, ihre Träume zu verwirklichen.

Warten…

Wie lange noch?

Sie roch die Kerzen. Es waren nicht die Flammen, sondern die Kerzen an sich, die den Geruch abstrahlten. Dieser ungewöhnliche und betörende Duft zog an ihrer Nase vorbei und wurde auch von ihr registriert. Es war der Geruch nach scharfen, exotischen Kräutern, aber auch nach Schwefel und andere Ingredienzien. Wie dem auch sein mochte, sie hatte sich einmal entschlossen, diesen Weg zu gehen, und sie hatte auch die Bedingungen erfüllt.

Wichtig war das Foto gewesen.

Nur ein Porträtfoto, mehr nicht. Es zeigte eine sehr hübsche Frau, so hübsch, wie Della Streep es gern gewesen wäre und es auch bald sein würde.

Das Foto würde ihr den Weg freimachen, und die andere, diese verfluchte Mandy Rice, würde sich wundern. Und dann - dann würde es bald zu dem Treffen zwischen ihnen kommen, und sie würde sich an den Qualen der anderen weiden. Qualen, die sie kannte, die sie schon gespürt hatte und unter denen sie gelitten hatte.

Diese Zeiten waren endlich und endgültig vorbei. Sie würden auch nicht mehr zurückkehren, vor ihr lag eine strahlende Zukunft, auch wenn sie mit gewissen Zugaben erkauft worden war, über die Della bisher nur wenig wußte, aber diese Zugaben gab es, davon biß keine Maus den Faden ab. Und sie war bereit, auch noch mehr zu geben, sollte sich dadurch ihr Aussehen ändern.

Häßlich!

Ja, sie war häßlich. Sie empfand sich so. Ihre Eltern hatten zwar nie darüber gesprochen, doch sie hatten sicherlich so gedacht und sich nur aus Taktgefühl zurückgehalten. Sie hatten doch Augen im Kopf, sie hatten damals auch die anderen Mädchen gesehen und sie mit Della verglichen.

Wie eine Braut des von Frankenstein erschaffenen Monstrums war sie sich vorgekommen. Einfach abartig und widerlich. Ein Gesicht, das keines war, sondern nur mehr eine Landschaft, und es hatte Zeiten gegeben, in denen sie sich vor sich selbst geekelt hatte.

Das war vorbei, das würde auch nicht mehr zurückkehren, denn nun hatte er das Kommando übernommen.

Wo blieb er nur?

Er hatte ihr gesagt, sich nicht von der Stelle zu rühren, auch wenn die Lage noch so unbequem war.

Della klagte bereits über einen steifen Nacken, doch das mußte sie in Kauf nehmen. Was waren diese Schmerzen gegen das, was noch auf sie zukam? Auf die herrliche Veränderung, auf diesen… diesen… sie suchte in Gedanken nach Worten, diesen alles entscheidenden Umschwung, der gerade zum richtigen Zeitpunkt gekommen war.

Dann hörte sie Schritte!

Sie waren nicht laut, eher schleichend, aber sie waren sehr genau zu hören.

Della kannte die Geräusche. Sie wußte sehr gut, daß sich jemand näherte. Sie spürte ihren stärker gewordenen Herzschlag wie ein leichtes Trommeln gegen die Rippen.

Es war soweit.

Sie lächelte. Plötzlich spürte die Liegende nicht mehr den Druck der Tischkante im Nacken. Sie kam sich so wunderbar vor, so herrlich leicht. Die Nacht war für sie zum Tag geworden, sie lag jetzt im Sonnenschein, und sie dachte wieder an ihre Schönheit.

Strahlend schön wollte sie sein. An nichts anderem hatte sie Interesse. Sie wollte hineinfliegen in das Leben und es genießen. So genießen, wie sie es sich vorstellte. Männer würden sie umschwirren, sie wollte stets der Mittelpunkt sein, und das würde auch so kommen.

Auch als sie nach links schielte, bewegte sie kaum den Kopf. Della verdrehte nur die Augen.

Das Kerzenlicht blieb nicht nur auf einen Fleck begrenzt, es wanderte auch in den geheimnisvollen Raum hinein, und die Frau konnte bereits einen Schatten erkennen. Er gehörte ihm!

Sie wartete.

Ihr Herz klopfte noch stärker. Die Augen brannten, als bestünden die Tränen aus Säure. Mit der Zungenspitze leckte sie über die trockenen Lippen, und sie drehte dabei ihre Augen noch stärker in die eine Richtung.

Da war er!

Zuerst sah sie sein Gesicht. Della wußte, daß dieser herrliche Mann stets dunkle Kleidung trug. Sein Gesicht war nicht dunkel, deshalb sah es aus, als würde es über dem Körper schweben. Sie hatte sich in dieses Gesicht verliebt, seit ihr mitgeteilt worden war, was mit ihr geschehen würde.

Er blieb stehen.

Es war ein günstiger Standort, den er sich ausgesucht hatte, denn sein Gesicht befand sich genau am Rand des Kerzenscheins, und sie konnte Einzelheiten ausmachen.

Die grauen Haare, die ziemlich platt und dabei leicht geringelt auf seinem Kopf wuchsen. Sie sah die hohe Stirn, die Falte zwischen den Augenbrauen, wo die Nase begann, die sehr kräftig und auch leicht gebogen nach unten zeigte. Augen, die leicht vorstanden und immer

so wirkten, als wären sie weit geöffnet. Der Mund stand ebenfalls offen. Die Zähne wirkten, als wären sie zusammengewachsen. Das Kinn sprang vor, es war vergleichbar mit einem kleinen Felsbrocken.

Darunter begann der Hals mit seiner dünnen und faltigen Haut. Viel war an dieser Stelle von seiner Kleidung nicht zu sehen, denn der Kragen war hochgestellt worden. Er gehörte zu einem langen, ziemlich weit geschnittenen Mantel von dunkler Farbe, der in der Mitte von einem Gürtel gehalten wurde.

Ja, das war er.

Und er lächelte auf sie nieder.

Della lächelte zurück. Ihre Augen strahlten. Es war ein Glanz, der eigentlich nur bei verliebten Menschen auftrat und bei dem Mann Signale setzen sollte.

Er ging weiter.

Bis zu ihrem Platz waren es nur zwei Schritte. Dann blieb er stehen, hob seinen Arm leicht an und streckte die Hand aus. Seidenweich fuhr er damit über ihre Stirn.

»Wie geht es dir?« fragte er flüsternd.

»Ich warte.«

»Das ist gut.«

»Ich bin so erregt.«

Er nickte. »Das weiß ich. Es ist auch für dich ein wichtiger Schritt, glaub mir.«

»Und du hast alles dabei, Romanow?«

Zum erstenmal hatte sie seinen Namen ausgesprochen, und er war ihr glatt über die Lippen gekommen. Ein fremder Name, ein geheimnisvoller Name, verbunden mit dem Flair des Ostens. Niemand wußte, wo dieser Romanow herkam, zumindest war es Della Streep nicht bekannt, aber sie vertraute ihm, und nur das allein zählte. Alles andere war unwichtig. Vollstes Vertrauen.

Romanow schaute auf sie nieder.

Wieder streichelte er ihre Stirn.

Die Kerzen verströmten ihr Licht. Della spürte ihre Wärme wie einen Schleier, der sich auf ihr Gesicht gelegt hatte. Sie hätte am liebsten die Augen geschlossen, aber sie wollte letztendlich sehen, was geschah, und so wartete sie voller Spannung.

Er streichelte sie noch immer, und sie fand es als sehr beruhigend, seine Hand zu spüren. Sie war wie ein warmes Tuch, das ihr ebenfalls etwas von seiner Wärme mitgab, die sich auf ihrem Gesicht verteilte und sie beruhigte.

»Ich bin gekommen, Della. Ich werde von nun an immer bei dir sein, meine Liebe. Ich werde dich nicht mehr aus den Augen lassen, und ich werde dir das geben, was du willst.«

»Die Schönheit?«

»Ja.«

Sie war plötzlich aufgeregt, obwohl sie weiterhin starr liegenblieb. »Wie lange werde ich sie behalten können?« fragte sie flüsternd. »Wie lange wird meine Schönheit anhalten?«

»Sehr, sehr lange«, sagte er. »Sie wird immer bleiben. Sie wird an dir kleben, sie wird dich nicht mehr verlassen wollen, denn was ich mache, ist endgültig.«

»Ich hoffe es«, hauchte sie.

»Du bist bereit?«

»Ich warte schon lange.«

»Gut, dann werde ich dir den Gefallen tun. Du wirst das ernten, was ein anderer vor langen Jahren gesät hat.«

Die Erklärung war für Della zu weit hergeholt. »Ernten?« flüsterte sie. »Was soll und was werde ich ernten?«

»Ein Rätsel, ein Geheimnis. Eben das Geheimnis der Schönheit, hinter dem viele Menschen her sind.«

»Ich warte.«

Er nickte. »Nicht mehr lange.«

Romanow hatte nicht gelogen, denn er begann damit, seine Worte in die Tat umzusetzen. Mit der rechten Hand griff er in den kargen Ausschnitt seines Mantels. Die Hand verschwand, ein Teil des Arms ebenfalls, und die Liegende wartete voller Spannung darauf, was nun passieren würde.

Der Mann ließ sich Zeit. Er stand neben ihr und hatte sich vorgebeugt, so daß sein Oberkörper den Platz zwischen Della und dem Kerzenlicht einnahm.

Es machte ihn zu einen Schatten, der sich wie die Schwinge eines Raubtieres über ihr Gesicht legte und auch den oberen Teil des Oberkörpers nicht ausließ.

Noch immer schielte Della hoch. Noch immer schlug ihr Herz so überkräftig. Sie empfand das Gesicht des Fremden als faszinierend und attraktiv zugleich. Die Augen hatten einen anderen Ausdruck bekommen. Wenn Augen die Spiegel der Seele sind, so mußte dieser Mann eine düstere Seele haben, denn seine Pupillen waren dunkel, und nicht mal das Licht der Kerzen funkelte in ihnen.

Er streckte den linken Arm aus und legte seine Hand auf ihre Brust. Nur die dünne Decke schuf eine Distanz zu einem sehr direkten Kontakt. Die Finger bewegten sich, es machte ihr nichts aus, denn sie war von der anderen Hand fasziniert, die sich sehr langsam aus dem schmalen Ausschnitt der Jacke oder des Mantels schob.

Sie allein war wichtig.

Della Streep zuckte mit den Augenlidern, als sie sah, was Romanow hervorgeholt hatte. Es war ein Gegenstand, mit dem sie nicht zurechtkam. Ein dünner Draht, zu einem Kreis geformt, vergleichbar

mit einem etwas zu großen Ohrring. An diesem Draht hing ein starrer roter Tropfen. Er war mit einem kleinen Zwischenstück verbunden, nur einem winzigen Draht, der ihm Halt gab.

Della Streep hielt noch immer die Augen verdreht und schielte in die Höhe. Sie sah nichts anderes mehr als diesen Tropfen. Er nahm ihr gesamtes Blickfeld ein, und sie stellte fest, daß der Tropfen starr war. Er würde sich von allein nicht lösen können, aber sie spürte bereits nach wenigen Sekunden die Faszination, die von diesem einen Tropfen ausging.

Er schwebte über ihrer Stirn und genau zwischen den Augen. Wohin sie auch schaute, wie sie die Augen auch verdrehte, es war einfach nur der Tropfen zu sehen, und sie hatte immer mehr das Gefühl, als bestünde er aus einem besonderen Inhalt.

In ihm war etwas eingepackt, das sie nicht erklären konnte. War es die versprochene Schönheit?

»Du wirst ruhig liegenbleiben, meine Liebe. Ganz ruhig. Und du wirst deine Gedanken zusammenhalten und sie nur auf eine bestimmte Person konzentrieren, so wie wir es besprochen haben. Bist du dazu bereit, Della?«

»Ich bin bereit«, hauchte sie. Mehr konnte die junge Frau nicht sagen, denn sie war bereits weggeflossen. Es war nichts mehr da, was sie spürte, weder den Druck im Nacken noch ihre angestrengte und unnatürliche Lage sowie die Polsterung des Hockers unter ihren Hacken. Aus ihr schienen zwei Gestalten geworden zu sein. Einmal war sie noch der Mensch, der Körper, aber ihre Seele steckte nicht mehr so tief darin. Sie hatte den Körper bereits verlassen.

Wichtig war der Tropfen, die große Perle, die als gefrorenes Blut über ihr schwebte.

Sie hörte sich nicht mehr atmen. Dennoch bekam sie Luft. Wie aus weiter Ferne vernahm sie die gemurmelten Worte des Russen, und sie erkannte dabei keine Unterschiede mehr. Es gab keine Pausen, die Worte flossen ineinander über, sie bildeten einen Brei, von dem sie nichts mitbekam.

Nur der Tropfen war da.

Er schwebte dicht über ihr. Er bewegte sich dabei zitternd. Mal schwang er nach vorn, dann wieder zurück, und er verließ schließlich den Platz in der Augenhöhe.

Der Tropfen wanderte nach vorn.

Elegant schwang er über ihr Gesicht hinweg. Für einen Moment hatte sie den Eindruck, als wollte er ihre Nase berühren, und wenig später auch die Oberlippe.

Das war nur kurz, ein leichter Touch, mehr nicht. Aber ihr Mund blieb auch weiterhin offen, und der Tropfen schwebte plötzlich über den Lippen, direkt zwischen Ober- und Unterlippe.

Er sank.
Nein, er löste sich.
Romanow murmelte seine dichten und gedrängt klingenden Sprüche. Ein ferner Klang begleitete den Weg des Tropfens nach unten, und er paßte genau zwischen ihre Lippen.
Die eine Berührung riß Della aus ihrer Lethargie. Es war jetzt etwas da, auf das sie sich konzentrieren konnte, und zwischen ihren Lippen spürte sie die Härte des Gesteins.
Der Tropfen wurde weich.
Della kam der Vergleich mit Pudding in den Sinn. Sie drückte ihn zusammen. Dabei merkte sie, daß der Tropfen wieder in einen anderen Zustand hineinglitt, denn an den Innenseiten der Lippen klebte der flüssige Schmier fest.
Hatte sich der Tropfen in Blut verwandelt?
Etwas legte sich auf ihre Zunge, bevor es seinen Weg fand und in Richtung Hals rann.
War es das Mittel, um sie zu verwandeln? Würde es ihre Häßlichkeit nehmen und ihr die Schönheit geben?
Sehr genau verfolgte sie den Weg des Tropfens hinein in den Rachen. Er war schwer wie Quecksilber, er rollte, und Della konnte nicht anders, sie mußte ihn einfach schlucken.
Dabei schmeckte sie ihn. Es war ein scharfes Brennen, das den Weg in Richtung Magen fand, das ihr aber keineswegs unangenehm war, sondern sie mit einer wunderbaren Wärme letztendlich ausfüllte. Dieses andere Gefühl blieb nicht allein auf den Magen beschränkt, es fand sehr schnell seinen Weg durch den Körper, und es gelangte genau dort hin, wo es hingelangen sollte.
Nichts wurde ausgelassen. Nicht die Arme, die Beine, nicht ihr Brustkorb, der Tropfen breitete seine Kraft aus, die sogar die Finger- und Fußspitzen erreichte.
Ein wohliger Schauer durchflutete Della. Gleichzeitig bemerkte sie das leichte Brennen in ihrem Gesicht, denn genau daran hatte sie sich immer gestört. Es war ihr einfach zu häßlich gewesen, im Gegensatz zu ihrem Körper. Den hätte sie selbst als Kritikerin beinahe als perfekt angesehen, nur das Gesicht war eben der Schandfleck gewesen, und den wollte sie mit Romanows Hilfe tilgen.
Es würde ihr gelingen, es konnte nicht anders sein. Dieser Mensch war perfekt, er war wunderbar, und er würde das Wissen um diese Perfektion nicht für sich behalten.
Ich werde schön!
Dieser Gedanke schoß Della Streep als letzter durch den Kopf, bevor sie einfach wegtauchte…

***

Irgendwann erwachte sie!

Es war ein Erwachen, mit dem sie zunächst nicht zurechtkam. Sie bewegte zwar ihre Arme, und die Hände glitten über ein Tuch hinweg, aber sie spürte sofort, daß es nicht ihr Bett war, in dem sie lag, denn das ihrige war härter.

Man wußte sie woanders hingelegt haben. Auf eine Couch oder auf ein fremdes Bett.

Und sie lag wieder auf dem Rücken.

Sie konnte atmen, sie konnte sich bewegen. Jemand hatte sogar eine dicke Decke über sie gelegt, damit sie nicht fror. Das alles war okay, im Gegensatz zu der Dunkelheit, die Della wie ein dichter Schwamm umgab. Nichts war zu sehen, nicht mal die berühmte Hand vor ihren Augen, und allmählich kroch die Furcht in ihr hoch.

Es war für sie keine Furcht vor einem bestimmten Gegenstand, sondern die Furcht vor der Situation an sich. Della fühlte sich so schrecklich allein, niemand war bei ihr, sie lag in der Schwärze, ohne zu wissen, wohin man sie geschafft hatte.

Zum Glück funktionierte ihr Gehirn. Sie dachte nach, und sie schaffte es auch, die Ereignisse der letzten Vergangenheit noch einmal Revue passieren zu lassen.

Ihr fiel alles wieder ein, und zwei Dinge kristallisierten sich besonders stark hervor.

Einmal der Mann namens Romanow. Zum anderen der rote Tropfen, den er ihr zum Mund geführt hatte. Beide standen mit ihr in einem direkten Zusammenhang, und sie wußte auch, wo sie ihn einordnen konnte. Es ging um die Veränderung ihres Gesichts, um die klare Schönheit, die für Della so ungemein wichtig war.

Ein Zucken ihrer rechten Hand zeigte an, daß in ihr eine Idee aufgeflammt war, doch sie schaffte es noch nicht, diese Idee in die Tat umzusetzen. Etwas hemmte sie. Vielleicht wollte sie auch gewisse Dinge nicht wahrhaben, aber die Idee blieb.

Sie verstärkte sich.

Dann war es soweit.

Nach einem schweren Seufzer gelang es der Hand, die Hand und auch den Arm anzuheben. Im Dunkeln bewegte sie ihn auf ihren Kopf zu, denn sie mußte einfach nachfassen und tasten. Es gab für sie keine andere Möglichkeit. Wenn ein Erfolg da war, dann zeichnete er sich augenscheinlich in ihrem Gesicht ab.

Obwohl Della ihre Finger nicht sah, spürte sie deren Zittern. Die innere Spannung übertrug sich auch auf die Hand. Sie stellte sich ihr Gesicht vor, wie sie es kannte. Sie schaute dabei in einen imaginären Spiegel hinein, der Druck in ihrem Innern verstärkte sich, die Nervosität nahm zu, die Fingerspitzen befanden sich nur mehr eine Idee von ihrem Gesicht entfernt.

Dann faßte sie hin.

Es war der erste Kontakt, den sie hatte, und dieser ließ sie zusammenzucken. Della kannte ihre Haut, sie wußte, wie glatt oder wie wenig glatt sie war, doch beim ersten Tasten tat ihr Herz einen Sprung.

Es hatte sich etwas verändert!

Della lag starr. Sie überlegte. Sie wollte und konnte es nicht wahrhaben. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken, aber es gelang ihr nicht, sie zu ordnen.

Ihre Hand bewegte sich jetzt schneller. Die Finger tasteten das Gesicht ab. Fühlten sich die Wangen nicht viel straffer an? Sie waren nicht mehr so eingefallen, und auch die Falten auf der Stirn waren so gut wie verschwunden.

Zuletzt tastete sie nach ihrer Nase!

Es war ihr großes Problem gewesen. Die alte Form schwebte noch genau in ihrer Erinnerung. Viel zu lang und etwas nach unten gebogen. So durfte die Nase einer Frau nicht aussehen.

Sah sie noch so aus?

Della kam nicht mehr dazu, dies nachzuprüfen, denn plötzlich erhellte sich ein Teil des Raumes. Sie hatte zuvor nichts gesehen, da war aus ihrer Sicht heraus keine Tür geöffnet worden, und auch das Licht hatte sie überrascht.

Sie schaute nach vorn.

Soeben kriegte sie noch mit, wie eine Tür geschlossen wurde und eine Hand sich zurückzog.

Ihr Blick aber fiel nach rechts, wo ein großer Barockspiegel hing, flankiert von zwei Wandleuchten, deren Leuchtkörper die Form von zwei dicken Kerzen hatten.

Della lächelte. Sie begriff jetzt den Sinn der Aktion. Der Spiegel war da, um sie zu locken. Sie sollte aufstehen, hingehen und sich davon überzeugen, was mit ihr geschehen war.

Tief atmete sie durch.

Es war ein befreiendes Atmen und sie spürte plötzlich eine ungewöhnliche Kraft, die durch ihren Körper schoß und dafür Sorge trug, daß es ihr viel besser ging.

Wenn sie sehr bald in den Spiegel schaute, wußte sie, daß sie keine negative Überraschung erleben würde. Das stand schon jetzt fest, und Della war begierig zu erfahren, wie sie wohl in ihrem neuen, hoffentlich auch perfekten Outfit wirkte.

Mit einer heftigen Bewegung schleuderte sie die Decke zurück. Dabei stellte sie fest, daß sie nicht mehr nackt war. Romanow hatte ihr die Kleider übergestreift. Die Winterjeans, die baumwollene Bluse und darüber den Pullover.

Ihre Knie zitterten schon, als sich Della in die Höhe drückte. Die

Lippen hielt sie fest zusammengepreßt, im Hals spürte sie das Gefühl der Enge, und nach dem ersten Schritt hatte sie beinahe den Eindruck, wieder zusammenzusacken.

Della Streep riß sich zusammen. Sie konzentrierte sich nicht allein auf den Weg, sondern auch auf ihr Gesicht. Brannte die Haut, war vielleicht ein Ziehen zu spüren, ein Schmerz, wie er nach Schönheitsoperationen des öfteren auftrat?

Nein, da war nichts.

Ein normales Gesicht, eine glatte Haut, es glich schon einem kleinen Wunder.

Della fühlte nicht nach, obwohl es ihr schwerfiel, die Arme nicht zu heben. Sie bewegte sich unbeirrt auf den Spiegel zu, erst wollte sie sich den Erfolg anschauen.

Schon nach den ersten Schritten konnte sie sich in der Fläche sehen, das aber wollte sie nicht, deshalb senkte sie den Blick und starrte auf ihre Füße.

Ihr Inneres war in Aufruhr. Sie stand dicht davor, entweder Königin oder Bettlerin zu werden. Sie hatte Romanow vertrauen müssen, und sie hoffte, daß dieser Mensch das Vertrauen nicht mißbraucht hatte.

Einen Schritt vor dem Spiegel blieb sie stehen. Noch immer mit gesenktem Blick.

Della holte tief Atem. Das Zittern war nicht zu vermeiden. Sie spürte den Schweiß unter den Achselhöhlen ebenso wie an ihren Händen, wo die Haut so glatt war.

Sollte sie lächeln?

Ihre Lippen spannten sich, als sie mit einer sehr langsamen Bewegung den Kopf anhob.

Della riß die Augen auf.

Sie starrte in den Spiegel.

Sie sah sich.

Und sie schrie auf!

***

Es war kein Schrei des Entsetzens oder der Angst. In diesem Laut löste sich die Spannung, die sie bisher erfaßt hatte. Dieser Schrei war so herrlich, so erlösend für sie, und er machte all die schrecklichen Jahre Vergessen.

Ein Gesicht schaute sie an.

Ihr Gesicht!

Ein neues Gesicht!

Sie hätte gern geredet, was ihr aber nicht möglich war, und so formulierte sie die Worte in Gedanken. Diesem Romanow war etwas gelungen, was sie in ihren kühnsten Träumen höchstens erhofft hatte. Es war nicht mehr die alte Della Streep, die ihr da aus dem Spiegel

entgegenschaute, es war die neue, die perfekte, und es war einfach das Wunder einer herrlichen Umwandlung.

Jubelstürme durchtosten sie. Das Blut sammelte sich in ihrem Kopf, es rötete die Haut. Sie hätte vor Freude schreien können, statt dessen ballte sie nur die Hände zu Fäusten und schüttelte sie.

Geschafft! Geschafft! Ich bin perfekt! Ich bin ein neuer Mensch, ich bin ein Wunder.

Stöhnend atmete sie aus. Sie drehte sich um die eigene Achse, hielt die Augen halb geschlossen und stellte sich vor, auf einem Ball nach den Klängen einer Melodie davonzuschwimmen und einzutauchen in andere Sphären.

Sie lebte, sie war wieder da, und endlich gelangen ihr auch die ersten Worte.

»Ich bin ich!« flüsterte sie. »Ich bin ich!« Diesmal sprach sie mit lauterer Stimme, und als sie sich wiederholte, da schrie sie dann den gleichen Satz.

Sie lauschte dem Echo ihrer Stimme. Sie verdrehte die Augen und fing wieder an zu tanzen.

Nach der dritten Umdrehung blieb sie stehen.

Direkt blickte sie gegen die Spiegelfläche, um sich selbst genau anzusehen und zu prüfen.

War es ihr Gesicht? War es ein fremdes Gesicht? War sie wirklich diese Schönheit mit den langen, braunen Haaren und den herrlich geschwungenen Lippen, über denen eine Nase wuchs, die ihr völlig unbekannt war, jetzt aber zu ihr gehörte.

Es war die perfekte Nase, kein krummer Höcker mehr! Keine Falte zierte mehr ihr Gesicht, das sie mit dem Begriff »edle Schönheit« beschreiben konnte. Das Haar umrahmte die vollen Wangen weich und lang. Es floß wie Wasser, das Wellen geschlagen hatte. Es war einfach wunderbar, und als sie ihre gespreizten Hände in die Haare hineinschob, fühlten sie sich an wie eine weiche Flut.

Nicht so starr und so borstig wie sonst, genau das hatte sie sich immer gewünscht und erträumt.

Und dann lächelte sie.

Wie herrlich es aussah und wie herrlich sie sich fühlte, als sie die Lippen in die Breite zog. Es war das Lächeln eines Stars, einer Frau, die genau wußte, wo es langging. Ein wunderschönes Lächeln, freundlich, aber auch sinnlich und hintergründig. Die Männer würden auf dieses Lächeln reagieren, man würde sie umschwärmen, ein Mädchentraum würde sich für sie erfüllen, und sie würde so werden, wie sie es sich früher immer vorgestellt hatte.

Sieg!

Sieg auf der ganzen Linie. Und das allein hatte sie nur Romanow zu verdanken.

Mit beiden Handflächen strich sie über ihre Wangen. Sie suchte nach irgendwelchen Fehlern, weil sie davon überzeugt war, daß es welche geben mußte, nur fand sie keine. Alles an ihr war perfekt, war so, wie sie es sich erträumt hatte.

Ihre Hände sanken nach unten. Eigentlich hätte sie jetzt die Nähe des Spiegels verlassen müssen. Sie tat es nicht. Es kostete sie einfach eine zu große Überwindung, und Della konnte sich an sich selbst nicht satt sehen. Welch ein Gesicht, welch ein Körper! Sie betete darum, daß es so bleiben würde.

Es störte sie auch nicht, daß der Raum fensterlos war. Die Tür an der linken Seite reichte ihr. Durch sie konnte Della das Zimmer verlassen, was sie auch vorhatte.

Dazu kam es nicht.

Sie sah im Spiegel, wie sich die Klinke nach unten bewegte, und einen Augenblick später betrat er das Zimmer.

Romanow war da!

Er sagte kein einziges Wort. Noch bei geöffneter Tür blieb er auf der Schwelle stehen und schaute sie nur an. Della hatte sich ebenfalls nicht gedreht, denn sie sah den Mann im Spiegel, und er kam ihr mit seinem grauen Haar und dem etwas bleichen, faltigen Gesicht plötzlich sehr, sehr alt vor.

Dort das Alter, bei ihr die Jugend!

Es war wunderbar, es war einfach herrlich, so zu leben, und der Strom der Dankbarkeit mußte dem Russen einfach entgegenfließen.

»Bist du zufrieden?«

Auf diese schlichte Frage hätte sie zahlreiche Antworten gewußt, die ihr wie Blitze durch den Kopf zuckten. Ihre Reaktion jedoch war eine andere.

Della Streep nickte nur.

Zuerst langsam, dann heftig, um Romanow zu überzeugen, wie zufrieden sie letztendlich war. Sie hatte ja selbst nicht mit einem derartigen Erfolg gerechnet, und als sie sich schließlich nach links drehte, da sah sie ihn lächeln.

»Ich… ich… weiß nicht, was ich sagen soll«, stotterte sie herum. »Ich weiß es wirklich nicht…«

»Du brauchst nichts zu sagen, Della. Es reicht mir schon, wie du aussiehst, wenn ich dich anschaue. Ich glaube, daß ich dir sehr geholfen habe.«

»Ja, das hast du wirklich.«

»Dann behalte mich in guter Erinnerung!«

Die Antwort erstaunte sie. Della kam damit nicht zurecht und fragte: »Wieso soll ich dich in guter Erinnerung behalten? Werden sich unsere Wege trennen?«

»Für eine Weile schon.«

»Aber warum?« Sie streckte dem Mann beide Arme entgegen, ohne allerdings auf ihn zuzulaufen.
»Warum denn?«
»Es hat seine Gründe.«
Della nickte. »Ja, seine Gründe«, wiederholte sie murmelnd. »Die du mir nicht nennen willst, denke ich.«
»Richtig.«
Die Frau versuchte es trotzdem. »Auch nicht eine Andeutung?«
Romanow zögerte. Er brummte etwas und bewegte dabei seinen Kopf mal nach links, mal nach rechts. »Es ist so, man ist mir bereits auf den Fersen, wenn du verstehst.«
»Überhaupt nicht.«
»Man hat gewissermaßen einen Jäger aus meiner Heimat in dieses Land geschickt.«
»Aus… aus Rußland?«
»Ja.«
»Wer ist es?«
»Du kennst ihn nicht. Es kann sein, daß ich nicht vorsichtig genug war und Spuren hinterlassen habe. Aber das soll dich nicht weiter interessieren.«
Da dachte Della Streep anders. »Doch, Romanow, es muß mich interessieren. Vergiß nicht, daß du mein Freund bist, nein, du bist mehr als mein Freund. Für mich bist du so etwas wie ein Schöpfer, denn du hast aus mir eine neue Person gemacht. Man muß dir dankbar sein, und nicht nur ich, alle müßten dir dankbar sein, denn du hast es geschafft, die Unzufriedenheit von den Menschen zu nehmen und ihnen wieder die Erfüllung zu geben. Du hast ihr Leben wieder lebenswert gemacht.«
»So denkst du.«
»Ist es denn falsch?«
Er lachte. »Im Prinzip nicht, aber…«
»Sprich weiter«, bat Della.
Er überlegte einen Moment und drückte dabei die rechte Zeigefingerspitze gegen das Kinn. »Ich kann dir keine konkrete Antwort geben, sondern möchte mehr allgemein sprechen. Deshalb will ich dir sagen, daß die Menschheit noch nicht reif für gewisse Dinge ist. Es gibt noch zu viele Ignoranten, die mir im Weg stehen, die ich erst noch überzeugen muß.«
»Mich hast du überzeugt.«
»Ja - dich, und das ist auch gut so. Bei anderen schaffe ich es nicht. Sie müssen noch zuviel lernen. Sie sehen nur die Dinge, die sie sehen wollen, aber nicht die anderen, die wirklich das Leben und die Existenz ausmachen. Ich habe das geschafft, was viele sich erträumen, du bist das beste Beispiel, und ich werde mich auch nicht für immer

von dir verabschieden. Wir sehen uns bald wieder, denke ich, denn da gibt es eine Sache, die ich mir nicht entgehen lassen möchte.« Sein Mund zeigte ein wissendes Lächeln.

Della sprach ihn darauf an. »Du meinst Mandy Rice damit?«

»Ja, die schöne Mandy.«

Della lachte hart. »Schön?« Sie lachte wieder, und es klang Haß aus diesem Gelächter. »Ist sie wirklich so schön? Ist sie denn auch schöner als ich?«

»Das möchte ich nicht beurteilen«, erwiderte er. »Du wirst es bald herausfinden.«

Della verengte die Augen. Sie starrte ihn für einen Moment hart an. »Ja, ich denke schon, daß ich es herausfinden werde.«

Er nickte. »Tu es und vergiß mich dabei nicht. Du wirst Überraschungen erleben, das verspreche ich dir.«

»Das hoffe ich.«

Für Romanow war das Gespräch beendet. Er lächelte Della noch einmal zu, bevor er sich auf der Stelle umdrehte und wegging. Er verschwand einfach aus dem Leben der Frau.

Eine Zeitlang starrte Della Streep noch auf die geschlossene Tür. Sie dachte über die letzten Worte des Russen nach, doch sie begriff den Sinn nicht.

Egal, er würde es schon richten.

Mit der rechten Hand griff sie in die Hosentasche. Die Jeans waren weit geschnitten, es bereitete ihr keine Mühe, genau nach dem Gegenstand zu fassen, den sie suchte.

Als sie ihn zwischen den Fingern spürte, zog sie ihn behutsam hervor. Schwarzweiß, etwas verknickt, aber dennoch sehr gut zu erkennen. Das Bild zeigte das Gesicht einer Frau.

Ebenfalls ein wunderschönes Gesicht, mit sehr weiblichen Formen, ein Gesicht, wie es Männer liebten, wie sie es immer geliebt hatten, das wußte Della Streep genau. Sie hatte lange genug darunter leiden müssen.

Sie war die häßliche Person gewesen, die andere jedoch die absolut schöne.

»Nicht mehr, Mandy«, flüsterte sie. »Nicht mehr, das verspreche ich dir. Und ich freue mich schon darauf, wenn wir beide wieder zusammentreffen.« Sie lachte grell auf, knüllte das Foto zusammen und schleuderte den Rest wütend zu Boden.

Dann verließ sie das Zimmer.

***

»Ich will es mal so sagen, John. Seit der Eiserne Vorhang zwischen Ost und West gefallen ist, sind Dinge passiert, die ich mir vor Jahren nicht habe vorstellen können.« Wladimir Golenkow, mein Freund aus

Rußland, schüttelte den Kopf. »Ich will nicht auf den politischen Rechtsruck in meinem Land eingehen, der ist schlimm genug, ich denke dabei mehr an die Menschen, an die Individuen, die sich so verhalten, daß ich kaum noch eine Erklärung dafür finden kann.«

»Was meinst du da im Besonderen?«

»Das kann ich dir sagen.« Der blonde Russe mit dem hart geschnittenen Gesicht überlegte einen Moment. »Viele meiner Landsleute verlassen diesen Staat. Sie kehren ihm einfach den Rücken, anstatt mitzuhelfen, an ihm zu bauen. Das überlassen sie anderen und oft sogar den falschen Personen. Sie setzen sich ins Ausland ab, sie wollen nicht mehr bleiben, sie verschwinden, sie tauchen mittellos im Westen unter und suchen sich neue Staaten. Holland gehört dazu, aber auch Frankreich, Deutschland und England. Wie sie leben, ist ihnen egal, Hauptsache, sie haben Väterchen Rußland den Rücken gekehrt.«

»Da kann ich nicht widersprechen. Aber was hat dieser Romanow damit zu tun?«

»Er gehört zu den schlimmsten.«

»Ohne ein Gangster zu sein.«

»Ja.«

Wir befanden uns auf dem Weg vom Flughafen in die City. Ich wußte nur, daß dieser Romanow in einem bestimmten Haus Unterschlupf gefunden hatte. Er war seinem Jäger, Wladimir Golenkow, durch die Lappen gegangen und hatte sich nach England abgesetzt. Wo konnte er besser untertauchen als in London? Das herauszufinden, hatte meinen Freund Zeit und Mühe gekostet. Es war einige Wochen ins Land gegangen, bis es ihm gelungen war, die Spur aufzunehmen.

Er hatte dann mich alarmiert, denn allein kam er nicht zurecht, auch deshalb nicht, weil es ein Problem war, das auch mich anging.

»Du hast mich nicht gerade mit Informationen gefüttert, Wladimir. Deshalb möchte ich mehr über diesen Romanow wissen.«

Golenkow nickte. Dabei strich er über sein glatt gekämmtes Blondhaar. »Kannst du, John, mußt du sogar. Ich war hinter Romanow her, weil er gewisse Experimente durchführte.«

»Welcher Art?«

»Das ist schwer zu erklären.«

»An Menschen?«

Wladimir nickte. »Ja, an Menschen, John. Und diese Art fällt mir nicht leicht. Romanow hat sich Menschen vorgenommen und ihnen das versprochen, wovon sie schon immer träumten.«

Ich überholte einen Lastwagen, dessen Plane grellgelb leuchtete. »Ewiges Leben?«

»Nein, das nicht gerade.«

»Ich bin auch nicht allzu weit entfernt.«

»Stimmt. Es geht um die Schönheit.«

»Ach.« Von der Seite her warf ich ihm einen raschen Blick zu. »Die Schönheit?«

Er hob den Zeigefinger. »Nicht lächeln, John, das ist für viele Menschen ein Problem. Dabei geht es um Frauen ebenso wie um Männer. Und dieser Romanow hat es tatsächlich geschafft, Menschen die Schönheit zu geben. Um es platt auszudrücken. Er hat aus häßlichen Gesichtern schöne Gesichter gemacht.«

»Das kann man.«

»Wie denn?«

»Durch Facelifting. Durch Schminke, durch ein perfektes Make-up.«

Nahezu mitleidig lächelte er mich an. »Aber John, hätte ich dich dann alarmiert? Wäre ich dann diesem Romanow nachgefahren?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Eben, denn hier geht es einfach um andere Dinge. Er greift nicht zu den Mitteln der Kosmetik, dieser Romanow sorgt auf eine andere Weise dafür.«

»Auf welche?«

»Er bedient sich der Magie!«

Ich war nicht mal überrascht, denn mein Freund Wladimir hatte es in einem ersten Telefongespräch bereits angedeutet.

Strahlender Sonnenschein lag über London, der Himmel schimmerte azurblau. Es war eine herrliche Wintersonne, die allerdings kaum wärmte. Die Minustemperaturen waren geblieben, und das Eis auf den Teichen und Seen im Hyde Park taute nicht weg.

Ich genoß dieses Wetter, auch wenn der Hauch des Frühlings noch nicht zu spüren war. Ich setzte mir die dunkle Brille auf und erkundigte mich nach Einzelheiten.

»Die kann ich dir auch nicht sagen.«

»Schade. Gibt es denn Gerüchte?«

Golenkow hob die Schultern und ließ sie wieder sacken. »Natürlich habe ich Hinweise erhalten. Ich gehöre zu den Menschen, die auch noch jetzt ihre Verbindungen haben. Man spricht von einem ungewöhnlichen Ingredienz, die sich im Besitz dieses Mannes befindet.«

Mein Mund verzog sich zu einem säuerlichen Grinsen. »Viel kann ich damit nicht anfangen.«

»Ich auch nicht. Deshalb habe ich mich auch nach dem ersten zaghaften Hinweis dahintergeklemmt. Was dabei herausgekommen ist, hat mich nicht jubeln lassen. Ich bin auf die Spur eines jungen Mannes gestoßen, der unter seiner, ich sage ruhig Häßlichkeit, gelitten hat. Dieser Mann traf mit Romanow zusammen.« Er räusperte sich. »Wie sagt ihr hier noch im Westen zu den männlichen Mannequins?«

»Dressman!«

»Genau. Er war später so attraktiv wie ein Dressman. Das ist kaum zu

fassen, entspricht allerdings den Tatsachen, die wir zu akzeptieren haben.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Nein, nicht persönlich, aber sein Vater hat ihn heimlich fotografiert. Vorher und nachher. Ich habe mich dahintergeklemmt und geriet an den Namen Romanow. Er hat in Moskau so etwas wie ein Schönheits-Studio betrieben.«

»Davon konnte er leben?«

»Sicher. Bis er sich absetzte und einige seiner Schöpfungen mitgenommen hat.«

»Warum verschwand er?«

»Weil er erfahren hat, daß ihm jemand auf die Schliche gekommen ist. Und daß er ein verdammt schlechtes Gewissen gehabt haben muß. Ich hatte Glück und konnte einen seiner Schützlinge kurz verhören. So erfuhr ich, daß sich Romanow auf die Macht eines Verstorbenen verläßt, die der durch ein gewisses Erbe auf ihn übertragen hat.«

»Und dieses Erbe ist dir nicht bekannt, denke ich mal.«

»Das ist mein Problem, und jetzt auch deines, denn ich befürchte, daß Romanow in Rußland erst geübt hat, um seinen Erfolg hier in London richtig erleben und genießen zu können.«

»Du denkst an Schwarze Magie?«

»Zumindest an Magie, denn ich habe erfahren, daß er sich auf die Kosmetik nicht verläßt.«

»Gut, wir werden mit ihm sprechen.«

Wladimir lächelte dünn. »Zum Glück habe ich meine alten Beziehungen reaktivieren können. Ich weiß deshalb, wo es hier in London eine russische Kolonie gibt.«

»Davon existieren mehrere.«

»Genau. Nur suchen wir eine bestimmte, und die befindet sich eben in Hammersmith.«

»Wo wir bald sind«, sagte ich.

»Zum Glück, die Zeit eilt.«

Ich wußte noch nicht so recht, was ich von den Ausführungen meines russischen Freundes halten sollte. Der ehemalige KGB-Mann war in den Polizeidienst übernommen worden und war gleichzeitig in Rußland so etwas wie ich in London. Gewissermaßen ein Geisterjäger, ein Mensch, der sich um rätselhafte Fälle kümmert, die auch in einem Riesenreich wie der ehemaligen UdSSR passierten.

Nur kehrte man sie dort gern unter den Tisch. Golenkow jedoch, ein erfahrener Mann, sorgte dafür, daß sie an das Licht der Öffentlichkeit gerieten. Mittlerweile hatte man seine Arbeit auch akzeptiert und legte ihm keine Steine mehr in den Weg.

Wenn er von Magie sprach, mußte er seine Gründe haben, und ich war gespannt, ob es uns gelingen würde, diesen Romanow zu stellen.

Er hatte sich auf einem der zahlreichen Hausboote versteckt. Es gab genügend dieser leerstehenden Boote in London, die von Menschen besetzt und bewohnt waren, die sonst kein Dach über dem Kopf fanden. Das Boot, das wir suchten, lag eben in Hammersmith, nicht mal weit von der Hammersmith Bridge entfernt, vielleicht dreihundert Yards südlich davon.

So jedenfalls lauteten Wladimirs Informationen.

Wir mußten nahe an den Fluß heran, und ich hielt bereits Ausschau nach einem Parkplatz.

Die Straßen endeten weit vor den Ufern. Bei Überschwemmungen gerieten die Häuser nicht in Gefahr, überflutet zu werden, und ich stellte den Rover schließlich in der Chencellor Street ab.

Es war eine Sackgasse ohne Wendehammer. Die Straße endete dort, wo der Uferbereich des Flusses begann. Früher hatte es hier in der Nähe noch einige Werften gegeben, die allerdings schon vor Jahren stillgelegt worden waren.

Wir spürten die Kälte nach dem Aussteigen, verstärkt durch den Wind und die Nähe des Flusses. Es kam uns vor, als würden Eiskristalle gegen unsere Gesichter fliegen.

Ich schüttelte mich und stellte den Kragen meiner gefütterten Jacke hoch, während Wladimir breit grinste. »Sag nur nicht, daß dir kalt ist, John.«

»Doch.«

»Da bin ich aus meiner Heimat andere Temperaturen gewohnt. Das hier ist harmlos.«

Ich winkte ab. »Nichts gegen deine Heimat, Wladimir, aber zum Glück lebe ich nicht dort.«

»Das ist eben Ansichtssache.«

Wir schauten von unserem Platz aus zum Fluß. Die Themse floß träge hinter dem von Reif überzogenen Ufer dahin. Wenn die Halme unter unseren Füßen knirschten, hörten wir es leise knirschen.

Es lagen einige Hausboote am Ufer. Taue hielten sie fest. Die Enden waren um rostige Poller geschlungen, und aus den Schornsteinen der Hausboote quoll dichter Rauch.

Menschen entdeckten wir auf den Booten nicht. Bei dieser Kälte hielt sich freiwillig kaum jemand auf den Booten auf.

»Welches ist es denn?« fragte ich den Mann aus Rußland.

Wladimir war stehengeblieben. Zum Schutz vor der Sonne hielt er die Hand wie einen Mützenschirm über die Augen. »Mein Informant erklärte mir, daß die Reling in einer dunkelgrünen Farbe gestrichen worden ist. Sie soll sogar noch ziemlich frisch sein.«

»Dann schauen wir mal nach.«

Mir persönlich gefiel das Gelände nicht. Es war mir einfach zu flach und deckungslos. Weit hinter uns standen die Mauern. Die grauen

Fassaden wirkten wie alte Mauern, die uns den Weg zurück versperren wollten. Der nach vorn führte zum Fluß und auch zu den Booten, die ruhig auf den auslaufenden Wellen schaukelten. Auf der Mitte des Stroms bewegten sich die Schlepper und Kähne, die Containerschiffe und die kleinen Boote. Sie alle reflektierten mit ihren Scheiben das Sonnenlicht.

Wladimir faßte mich an. »Da ist das Boot.« Er zeigte nicht nach vorn, sondern nickte nur.

Tatsächlich. Da stand ein Kahn, dessen Reling grün gestrichen worden war.

Es war ein altes Boot. Es wirkte sehr plump und schaukelte schwerfällig auf den auslaufenden Wellen, die mit ihrer ewigen Melodie ans Ufer klatschten.

Es gab nicht viel zu sehen. Der alte Kahn war außen dunkelgrau gestrichen, und auch die Aufbauten zeigten dieselbe Farbe. Sie waren ziemlich breit, auf einem der beiden stand ein dünner Mast, als hätte ein Riese seinen Finger ausgestreckt.

Aus der Öffnung des Schornstein quoll ein dünner Rauchfaden, der ziemlich schnell zerflatterte.

Menschen entdeckten wir nicht auf dem Deck. Das Boot war über eine Planke vom Ufer aus zu erreichen. Auch auf ihr war die Feuchtigkeit zu einem schimmernden Eisfilm gefroren.

»Ich bin mir sicher, daß wir da genau richtig sind«, erklärte Wladimir.

»Dann los!«

»Moment noch.« Er hielt mich zurück. Seine blaßblauen Augen schauten mich ernst an. »Rechne damit, John, daß wir nicht gerade willkommen sind. Ich befürchte Schlimmes. Dieser Romanow hat sich da etwas aufgebaut, das er nicht so leicht aus den Händen gibt. Sollte tatsächlich Schwarze Magie im Spiel sein, wird er erst recht nicht aufgeben.«

»Danke für die Warnung«, erwiderte ich lächelnd, doch dieses Lächeln konnte die ernste Miene des Mannes aus Rußland nicht vertreiben.

Ich war vorgegangen und erreichte als erster die Planke. Sie war tatsächlich seifig. Da sie leicht anstieg, würden wir unsere Schwierigkeiten bekommen, das Boot zu erreichen.

Ich ging wie auf rohen Eiern. Zudem hielt ich noch die Arme seitlich ausgestreckt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Hin und wieder hob ich den Blick, um nach vorn zu schauen. Bisher kümmerte sich niemand um uns Besucher, wobei ich allerdings davon ausging, daß wir längst entdeckt worden waren.

Zweimal fluchte Wladimir in seiner Heimatsprache hinter mir. Wahrscheinlich war er ausgerutscht.

Noch immer blendete die Sonne. Ich hatte die dunkle Brille nicht abgenommen, ging auch die letzten Yards vorsichtig weiter und erreichte dann das Deck.

Dort blieb ich stehen.

Wladimir war mir gefolgt. Er hatte die Stirn gerunzelt, bewegte seinen Kopf und schaute sowohl zur Steuerbord- als auch zur Backbordseite des Kahns.

»Alles Verrenken lohnt sich nicht, wir werden wohl unter Deck müssen, mein Freund.«

Golenkow nickte. »Gut, gehen wir.«

Die Kälte war wie ein böser Feind, sie hatte mein Gesicht unterkühlt. Der Wind riß die weißen Atemfahnen von meinen Lippen.

Auch auf den Planken konnten wir uns nur vorsichtig bewegen. Sie waren ebenfalls glatt geworden, und nur an den Stellen, wo die Strahlen der Wintersonne hinfielen, waren sie getaut und zu blanken Wasserpfützen geworden.

Ich bewegte mich um die größeren der beiden Aufbauten herum, ließ dabei die Blicke auch über das Deck streifen und sah nichts, was bei mir einen Verdacht erregt hätte.

Ein paar alte Eimer verteilten sich nahe der Reling. Ich sah leere Blumenkästen aus Holz, das ebenfalls eine helle Eisschicht zeigte. Der Rest Blumenerde darin sah hart und knochentrocken aus.

Ein größeres Schiff durchpflügte das eiskalte Wasser in der Flußmitte. Seine Wellen erreichten unser Boot und sorgten für ein leichtes Schaukeln.

An der Schmalseite des Aufbaus blieb ich stehen. Hier befand sich auch die Tür.

Ich brauchte mich nicht einmal zu bücken, um sie zu öffnen, rechnete aber damit, daß sich direkt dahinter ein Niedergang befand. Wladimir stand hinter mir.

»Dann geh mal vor.«

Die Klinke war von einer dünnen Eisschicht überzogen. Durch den Handschuh spürte ich die Kälte kaum, zerrte die Tür auf, die in den Angeln knarzte, und zwinkerte mit den Augen, als mir der Rauch ins Gesicht trieb.

Zumindest hinter der Tür befand sich kein Niedergang, der in den Bauch des Kahns führte. Das Innere dieses Aufbaus wirkte wie eine Kneipe, in der nur die Theke fehlte. Im Hintergrund gab der alte Kohleofen die Wärme ab, und auf den beiden Holzbänken saßen mehrere Männer und starrten uns an.

Licht war auch vorhanden. Allerdings kein elektrisches. Auf einem Tisch standen zwei alte Ölleuchten, die ihren trüben Schein über Wände, Boden und Decke fließen ließen.

Ich ging zur Seite, um Wladimir Platz zu schaffen. Auch er betrat mit

einem großen Schritt das Innere des Aufbaus. Die Männer hatten uns gesehen.

Es waren sechs, die sich auf zwei Holzbänke verteilten. Schon während unseres Eintritts hatten sie ihre Köpfe in unsere Richtung gedreht, und wir konnten in ihre Gesichter schauen.

Gesichter?

Im Prinzip schon, aber es waren Gesichter, die mir einen Schauer über den Rücken laufen ließen, denn irgendwo sahen sie alle gleich aus. Glatt, faltenlos, schön oder wie geschönt, für Männer oder Menschen auch untypisch.

Wir sprachen nicht, und die Anwesenden redeten auch kein einziges Wort. Aber ich hatte die Blicke gesehen, und als ich genauer hinschaute, da wußte ich den Ausdruck auch zu deuten, der in den Augen dieser Männer lag.

Es war die reine Mordlust!

Mandy Rice hatte eine schlimme Nacht hinter sich. Miese Träume hatten ihr den Schlaf geraubt, jedenfalls war er nicht erholsam gewesen, und sie hatte überlegt, ob es überhaupt Träume gewesen waren.

Sie wollte daran nicht glauben, denn so intensiv hatte sie noch nie geträumt. Es schien sich alles erfüllt zu haben, denn auch beim letzten Wachwerden war das Brennen in ihrem Gesicht nicht verschwunden.

Wieso brannte oder juckte die Haut?

Mandy hatte dafür keine Erklärung. Sie lag auf dem Rücken, schaute zur Decke und zwang sich zur Ruhe. Noch hatte sie nicht nach ihrem Gesicht gefühlt, sie traute sich einfach nicht, aber sie konzentrierte sich darauf, und sie spürte dabei das Ziehen und Zerren an ihren Wangen, als wären gewisse Kräfte dabei. sie allmählich auseinanderzuziehen. Das gleiche spürte sie auch auf der Stirn, und ihre Nase war ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden.

Damit kam Mandy nicht zurecht.

Und auch nicht mit ihrer Angst, die aus der Tiefe ihrer Seele allmählich hochstieg und zu einem Druck wurde, der ihr Herz schneller klopfen ließ. Nur soviel wußte sie.

Etwas war mit ihr geschehen. In der letzten Nacht. Während sie schlief und so schlecht geträumt hatte.

Jemand mußte sich an ihrem Gesicht zu schaffen gemacht haben, und sie rätselte, was es wohl gewesen sein konnte. Eine Allergie vielleicht?

Mandy las viele Illustrierte. Sie war über gewisse Dinge stets gut informiert. So wußte sie auch, daß bestimmte Allergien über Nacht ausbrechen konnten.

Aber nicht bei ihr, nicht bei ihrer Schönheit, auf die sie so stolz war. Nie in den Jahren zuvor hatte Mandy etwas gespürt, was auf eine

Allergie hingewiesen hätte, es hatte nie Anzeichen gegeben, bis eben auf dieses ungewöhnliche und unerklärliche Brennen im Gesicht.

Trotz der inzwischen bohrend gewordenen Angst wollte und mußte sie es wissen. Eine Frage nur quälte sie die gesamte Zeit über. Was war tatsächlich in dieser Nacht mit ihr passiert?

Sie traute sich noch immer nicht, ihr Gesicht anzufassen. Das Brennen darin blieb, es hatte sich sogar verstärkt. Ihr kam es vor, als würden unter der Haut irgendwelche Kräfte arbeiten, um sie noch mehr zu entstellen.

Entstellen!

Sie erschrak über ihre eigenen Gedanken. Bisher war in Mandys Leben gerade die Schönheit das wichtigste Kapital gewesen, das man ihr mit auf den Weg hatte geben können. Sollte dieses Kapital über Nacht verlorengegangen sein, und ausgerechnet kurz vor dem wichtigen Treffen mit ihren alten Schulfreundinnen.

Sie hatte sich darauf gefreut. Sie hatte dort glänzen und wie eine Königin erscheinen wollen, um Della Streep, dieser häßlichen Person, die sie schon während der Schulzeit gehaßt hatte, weiter zu verunsichern. Beide hatten sich nie verstanden. Mandy wußte genau, wie neidisch die Streep auf sie gewesen war, auf ihr herrliches Haar, auf die glatte Gesichtshaut, vor allen Dingen auf die schöne Nase, den fraulichen Mund mit den geschwungenen Lippen. Das alles kam ihr in den Sinn, als sie sich im Bett aufrichtete und den Handballen auf den grün leuchtenden Knopf der Nachttischlampe drückte. Das Licht machte alles nicht besser. Nein, sie sah sich zwar nicht, aber sie ging davon aus, daß sie ein rotes Gesicht hatte. Wenn etwas so brannte, mußte es sich einfach verändert haben.

Mandy Rice stand auf, mit schweren Armen. Sie fürchtete sich davor, die Haut vom Gesicht abziehen zu können, so stark war der innerliche Druck mittlerweile geworden.

Tief durchatmen. Sich in die Gewalt bekommen. Nicht mehr an gewisse Dinge denken, sie einfach fortschieben. Die Gedanken auf den Job konzentrieren.

Da lachte sie auf.

Bitter klang es, denn sie war ein Modell. Sie lebte von ihrer Schönheit, auch wenn ihr der ganz große Durchbruch noch nicht gelungen war und man ihr Bild in den Versandhauskatalogen sah und nicht auf den Titelblättern der Hochglanzmagazine. Sie hatte jedenfalls die Hoffnung nie aufgegeben, auch wenn sie mittlerweile schon zu alt für diesen anderen Job geworden war.

Haß durchflutete sie, Haß und Zorn. Dabei wußte sie nicht einmal, wen sie hassen sollte.

Doch, diese Streep!

Je näher der Termin des Klassentreffens rückte, um so stärker

verspürte sie den Druck, und jetzt kam dieser Haß auf dieses häßliche Entlein hinzu.

Mandy Rice stand auf.

Sie bebte am ganzen Körper. Den tastete sie ab. Unter dem dünnen Stoff fühlte sie ihre Brüste, den flachen Bauch, die Schenkel, die nicht zu dick waren. Da brannte nichts, die Haut war noch in Ordnung.

Nur nicht das Gesicht!

War es übersät mit Pusteln, mit Pickeln, aus denen Eiter floß?

Fragen, auf die ihr erst der Spiegel eine Antwort geben konnte, und der nächste befand sich im Bad.

Dort würde sie alles sehen, wirklich alles. Auch wenn sie dann bis in die Grundfesten erschrak.

Mit den Schritten einer erschöpften Frau näherte sie sich der Verbindungstür, die geschlossen war.

Die Sonne des frühen Tages hielt sich noch versteckt. Zwar brodelte in den Straßen der Millionenstadt schon der Morgenverkehr, doch die Dämmerung hatte die Nacht noch nicht vertreiben können. Das Fenster ihres Schlafzimmers sah die Frau wie einen grauen viereckigen Schatten auf der Wand. Sie hatte die Tür erreicht und legte die Hand auf die Klinke. Jetzt, vor dem entscheidenden Schritt, spürte sie das Brennen im Gesicht wieder deutlicher, als wären zahlreiche Äderchen geplatzt.

Mandy Rice wußte nicht, wie sie den Horror verkraften würde, wenn sie sich selbst sah. Sie hoffte nur, daß sie ihn verkraftete und nicht auf der Stelle zusammenbrach.

Endlich gelang es ihr, die Tür zu öffnen. Sie hatte sich zuvor schwer auf die Klinke gestemmt, drückte die Tür nun nach innen und wäre beinahe noch gestolpert.

Mühsam hielt sich die Frau auf den Beinen. Das Bad war dunkel. Der übliche Geruch ihrer Kosmetika lag in der Luft. Der Spiegel glänzte matt im Grau der Dunkelheit. Er schien sie bereits höhnisch begrüßen zu wollen.

Sie setzte ihren Weg fort.

Mühsame Schritte, ein verzerrter Mund in einem ebenso verzerrten Gesicht.

Hinter ihrer Stirn hämmerte es. Das Blut rauschte wie ein gewaltiger Wasserfall. Trotz der Hitze war ihr kalt geworden. Aber sie überwand sich selbst, drehte sich zur Seite und schlug auf beide Lichtschalter zugleich.

Die Lampe an der Decke wurde hell.

Gleichzeitig auch die beiden Leuchten, die den breiten Spiegel flankierten.

Sie sah sich. Nein, sie sah sich nicht, denn sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und ging geduckt auf den Spiegel zu, bis sie gegen

den Rand des Waschbeckens stieß.
Erst dieses Hindernis hielt sie auf.
Noch hielt Mandy die Hände gegen ihr Gesicht gepreßt, sie wartete einige Sekunden, zählte in Gedanken mit, und das Absinken der Arme wurde von einem schweren Stöhnen begleitet.
Freie Sicht!
Sie schaute in den Spiegel!
Und dann schrie sie.
Ja, sie schrie, sie strengte sich dabei an, es brach aus ihr hervor, wie noch nie ein Schrei über ihre Lippen gedrungen war. Es war ein Schrei des Entsetzens, der Angst, des Grauens, wie auch immer, und als -zigfaches Echo zitterte er über die gefliesten Wände.
Sie sah sich.
Nein, das war nicht sie!
Das war eine andere, eine fremde Frau. Trotzdem war ihr das Gesicht bekannt. Aus dem Spiegel schaute sie Della Streep an!
Wenn jemals für eine Frau eine Welt zusammengebrochen war, in der sie sich bisher wohl gefühlt hatte, dann geschah es in diesen schrecklichen Augenblicken bei Mandy Rice.
Der Spiegel log nicht.
Der Spiegel war brutal. Er zeigte jedes Fältchen, jede schlaffe Hautpartie. Mandy hatte den Eindruck, nicht mehr atmen zu können, obwohl ihr Mund dabei weit offen stand.
WIESO?
Diese Frage quälte sie. Dieses eine Wort wühlte sie so schrecklich auf, und sie war einfach nicht in der Lage, eine Antwort darauf zu geben. Sie starrte sich an, nein, das war sie nicht, aber der Spiegel blieb nicht mehr glatt. Er warf plötzlich Wellen, er drehte und veränderte sich, wobei Mandy nicht mal bemerkte, daß sie es war, die in diesen anderen Zustand hineingeglitten war.
Zwar stützte sie sich auf dem Rand des Waschbeckens ab, doch ihre Kraft ließ langsam nach, und sie sank dabei mehr und mehr zusammen. So drehte sie sich dem Boden entgegen, wo sie auf der Seite liegenblieb. Sie hörte sich weinen, und sie wünschte sich weit, weit weg, aber niemand war da, der ihr diesen Gefallen tat.
So blieb sie liegen, und die Kälte des Bodens drang durch den dünnen Stoff.
Irgendwann stand sie auf. Die Heizung war angesprungen. Erste Wärmewellen erwischten sie, und Mandy mußte sich bei dieser Bewegung abermals am Waschbecken abstützen.
Ihr war schlecht, übel. Der Magen revoltierte, er wanderte. Mal befand er sich in der Kehle, mal drückte er sich in seine alte Richtung, und als sie endlich auf den Beinen stand, hatte sie das Gefühl, Karussell zu fahren, denn der Spiegel, die Dusche, die Wanne, der

schmale Regalschrank, all das drehte sich irrsinnig schnell vor ihren Augen.

Sie taumelte zur Wanne. Dort fiel sie auf die Knie und mußte sich übergeben.

Irgendwann kam nichts mehr, da konnte sie nur noch keuchen, und sie spülte mit der Handbrause die Reste weg.

Dann stand sie wieder auf.

Zitternd noch immer, den Körper mit kaltem Schweiß bedeckt. In ihrem Kopf hämmerte nur ein Satz.

DU BIST HÄSSLICH! DU BIST SO HÄSSLICH WIE SIE! SO HÄSSLICH WIE DELLA STREEP! DU BIST SIE!

Es waren Tatsachen, die sie akzeptieren mußte, und sie schaffte es auch, sich ihnen zu stellen. Wieder auf das Waschbecken gestützt, starrte sie in den Spiegel, um jede Einzelheit in ihrem Gesicht aufzunehmen. Es war die gebogene Nase der Streep, es waren sogar die Pickel auf dem Nasenrücken vorhanden. Selbst die kleinen Härchen, die beide Pickel umrahmten, konnte sie in diesem kalten, schon erbarmungslosen Licht erkennen. Es war also alles da, die schlaffe Haut, die fahlen, immer irgendwo strohig wirkenden Haare, deren Farbe nicht genau zu identifizieren war. Eine Mischung aus Blond und Weiß, aber keine normalen Haare, das alles sah sie, und selbst die verwaschene Farbe der Augen blieb ihr nicht verborgen.

Mandy Rice kam damit nicht zurecht.

Keine Frau hätte dies akzeptieren können. Auf der einen Seite überlegte sie, ob sie sich jetzt die Pulsadern aufschneiden sollte, doch es gab noch ein Gegenargument.

Mandy dachte trotz allem darüber nach, wie eine derartige Verwandlung möglich war.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Genau dieser eine Satz setzte sich bei ihr fest. Bevor sie sich vom Spiegel abwandte, strich sie mit den gespreizten Fingern durch ihr Haar, ohne jedoch die Weichheit und Fülle zu fühlen, die sie von ihren ursprünglichen Haaren gewohnt war. Zwischen ihren Fingern knisterte Stroh, das zumindest glaubte sie.

Was tun?

Sich einfach der Verzweiflung hingeben, sich umbringen und anderen Menschen das Rätsel ihrer Verwandlung überlassen?

Nein, das wollte sie nicht.

In ihrer Situation recht schwungvoll drehte sich Mandy Rice um. Die Tür zum Bad hatte sie nicht geschlossen, und so taumelte sie über die Schwelle wieder in das Schlafzimmer hinein. Vor dem Bett wandte sich die Frau nach rechts, griff im Laufen nach dem dünnen Bademantel und streifte ihn im Gehen über.

Mandy landete im schmalen Flur, den sie schwarz und weiß

angestrichen hatte. In der kleinen Küche schließlich setzte sie sich an den Tisch. Nur die Wandleuchte schaltete sie ein. Es gab keinen Tisch, nur einen winzigen Tresen, an den sie sich setzte.

Der Kaffee stand in der Reichweite. Die Maschine war ebenfalls nicht weit entfernt, und Mandy stand noch einmal auf, bevor sie ihren Kaffee kochte.

Für vier Tassen hatte sie Wasser eingegossen. Während die braune Brühe in die Glaskanne lief, ging sie in den Wohnraum, wo die Zigaretten lagen und es noch nach dem kalten Rauch des Abends roch. Sie hatte noch nicht gelüftet und tat es auch jetzt nicht.

Mandys Blick fiel durch das Fenster. Sie schaute hinein in die Dämmerung des Morgens, wo die Wolken eine andere Farbe bekommen hatten und heller geworden waren.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann kam die Sonne durch. Die Wetterleute hatten einen klaren Tag prognostiziert. Sonnig, aber sehr kalt. Doch was interessierte sie das? Sie war nicht mehr die alte Mandy Rice und über Nacht in die Rolle einer anderen geschlüpft.

Ausgerechnet in die der Della Streep.

Ihr wurde heiß und kalt zugleich, als sie wieder darüber nachdachte. Der Schauer auf ihrem Rücken wollte einfach nicht verschwinden. Hinter der Stirn spürte sie starke Schmerzen, die sie mit Kaffee bekämpfen wollte.

Normalerweise rauchte Mandy vor dem Frühstück nie, hier jedoch machte sie eine Ausnahme. Die Zigarette zündete sie noch im Wohnraum an und ging mit dem brennenden Glimmstengel in die Küche, wo sie sich den Aschenbecher auf den Tisch stellte.

Sie nahm die große Tasse und füllte sie mit der schwarzen Brühe beinahe bis zum Rand. Bei den ersten Schlucken verbrannte sich Mandy die Lippen, was ihr nichts ausmachte. Es sind ja nicht meine Lippen, dachte sie voller Sarkasmus.

Dann lachte sie.

Noch nie hatte sie sich so lachen hören. So kalt, so bitter und gleichzeitig angewidert. Dabei schüttelte sie den Kopf, drückte die Zigarette aus, zündete sich die nächste an, trank wieder Kaffee und versuchte dabei, den Schrecken zu verdrängen.

Sie mußte nachdenken, das war alles. Warum hatte sie diese Verwandlung erwischt?

WARUM?

Es schrie in ihr, es war alles anders. Sie fühlte sich nicht mehr als Mensch, sondern als Spielball fremder Mächte. Was sie da erlebt hatte, war nicht normal, da gab es keine logische Erklärung, und trotzdem mußte eine existieren.

Wer konnte ihr helfen? Mit wem konnte sie über ihr Problem sprechen, ohne daß sie dabei ausgelacht wurde? Mit Verwandten, mit

dem Bruder und der Schwägerin?

Nein, auf keinen Fall. Die würden für sie nicht den Hauch von Verständnis aufbringen. Wenn überhaupt, dann mußte sie mit einer fremden und gleichzeitig neutralen Person reden.

Mit der Polizei!

Auch nicht. Sie schüttelte selbst den Kopf, als sie daran dachte. Nein, nein, das auf keinen Fall.

Nervös saugte sie an der Zigarette, denn ihr war etwas eingefallen, obwohl sie den Gedanken noch nicht richtig zentralisiert hatte.

Aber er spukte in ihrem Kopf herum. Es gab eine Lösung, es mußte eine geben.

Das Klassentreffen!

Wieso erinnerte sie sich ausgerechnet daran? Das mußte mit Della Streep zusammenhängen, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Aber sie lehnte Della ab, deshalb konnte sie nicht so intensiv an sie denken. Gab es da noch jemand anderen?

Sie ließ die Personen, die wahrscheinlich zum Klassentreffen erscheinen würden, vor ihrem geistigen Auge Revue passieren. Namen fielen ihr ein, Gesichter erschienen, verschwanden wieder, als wären sie vom Nebel verschluckt worden.

Sie sah die Abschlußfeier vor sich, wo sich die Mädchen so herrlich amüsiert hatten.

Nur eine nicht.

Della hatte in der Ecke gestanden und nur zugeschaut. Kalte Blicke hatte sie in die Runde geworfen.

Blicke voller Haß, und genau so würde auch sie schauen.

Noch ein Gesicht erschien.

Lachend, umrahmt von dunklen Haaren. Eine Person, mit der Mandy eigentlich gut zurechtgekommen war, obwohl sie Glenda Perkins nicht als Freundin einstufen wollte.

Glenda!

Ja, das war die Lösung. Genau das hatte ihr die Zeit über im Kopf herumgespukt, ohne daß sie es hätte präzisieren können. Nun dachte sie anders darüber.

Glenda mußte etwas für sie tun. Glenda würde etwas tun. Sie hatten sich zwar aus den Augen verloren, aber Mandy Rice wußte genau, wo sie Glenda erreichen konnte. Sie war bei Scotland Yard angestellt, bei einem Mann namens John Sinclair oder so ähnlich, und sie würde ihr sicherlich helfen können.

Was tun?

Es kostete sie nur einen Anruf. Die Uhrzeit war Mandy egal, für sie kam es darauf an, daß ihr jemand half, und sie setzte ihre Hoffnungen auf Glenda Perkins.

Die Nummer suchte sie aus dem Notizbuch heraus. Es war noch früh

genug, um Glenda zu Hause zu erwischen, und als Mandy schließlich wählte, da zitterten ihre Finger…

***

Als es klingelte, hatte Mandy Rice verweinte Augen. Nach dem Gespräch mit Glenda Perkins war ihr das gesamte Elend klargeworden, in dem sie steckte. Diese unheimliche Verwandlung, das Gesicht, das nicht zu ihr gehörte, denn sie war nicht Della Streep, obwohl sie so aussah. Sie dachte und handelte wie Mandy Rice, nur eben mit dem Gesicht einer fremden, ihr verhaßten Person.

Nach dem zweiten Klingeln erhob sie sich mühsam. Im kleinen Flur hing das Handtelefon der Sprechanlage an der Wand. Sie stellte die Verbindung zu der vor der Haustür stehenden Glenda her und bemühte sich, ihrer Stimme einen normalen Klang zu geben. »Wer ist dort?«

»Ich bin es - Glenda.«

»Okay, komm hoch.«

»Moment noch, Mandy. Ist bei dir wirklich alles in Ordnung? Du klingst so, als stündest du unter Druck.«

»Keine Sorge, Glenda, ich bin allein.« Mandy drückte den Türöffner und hängte den Hörer wieder ein. Dann trat sie zurück, blieb an der schwarzen Wand stehen, fuhr durch ihr Haar und hatte Mühe, eine Verwünschung zu unterdrücken, denn es kam ihr vor, als würde wieder dieses Stroh durch die Lücken streifen.

Noch bevor die Besucherin gegen die Wohnungstür klopfen konnte, öffnete Mandy.

»Hi, Mandy, ich…« Glenda brach mitten im Satz ab. Ihr Gesicht verlor schlagartig an Farbe, und in den Augen erschien ein wirrer Ausdruck. »Du… du… bist nicht Mandy Rice…«

»Ich bin es.«

Glenda holte Luft. »Aber…«

»Komm rein - bitte!«

Glenda nickte. Sie war verwirrt. Sie trat automatisch über die Schwelle, zog ihren Mantel aus, hängte ihn auf und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

Das war doch nicht Mandy Rice. Sie hatte anders ausgesehen, viel hübscher. Was ihr hier gegenüberstand, war mehr ein häßliches Entlein, und Glenda ahnte, daß ihr diese Person nicht fremd war, zwar gealtert, aber doch irgendwie bekannt. So hatte ebenfalls jemand ausgesehen, der mit ihr und Mandy zusammen in einer Klasse gesessen hatte. Sie kam nur nicht auf den Namen.

Mandy hatte die Besucherin in die Küche geführt. »Möchtest du auch einen Kaffee?«

»Gern.«

Mandy holte eine zweite Tasse, die auf der Untertasse zitterte, denn die Frau war nervös.

»Laß mal, ich mach das schon. Setz du dich hin. Ich denke, du hast es verdient.«

»Danke.«

Glenda fand noch einen Hocker. An der schmalen Küchentheke saßen sich beide Frauen gegenüber.

Glenda trank einen ersten Schluck, nickte und meinte: »Hübsch hast du es hier.«

»Ach, hör auf!«

»Doch, wirklich.«

»Schau mich an, Glenda!«

»Das mache ich schon die ganze Zeit!«

»Und jetzt sag mir, was dir auffällt.«

Glendas Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ich hatte es dir schon beim Eintritt gesagt. Für mich bist du nicht die Mandy Rice, mit der ich gerechnet habe.«

»Aber ich bin es, du kannst es mir glauben. Ich sehe zwar anders aus, doch…« sie schluckte, griff nach einer weiteren Zigarette und gab sich selbst Feuer. Sekundenlang schaute sie in die Flammen, dann legte sie das Feuerzeug zur Seite. »Ich bin es, und ich bin es trotzdem nicht. Dieses Gesicht, Glenda, müßtest du eigentlich kennen…«

»Stimmt.« Glenda nickte. »Darüber habe ich schon nachgedacht. Es kommt mir bekannt vor, auch wenn ich die Person, zu der das Gesicht gehört, lange nicht gesehen habe.«

»Sie war ebenfalls in unserer Klasse.«

»Kennst du ihren Namen?«

»Della Streep!«

Glendas Augen wurden starr und glanzlos. »Himmel«, flüsterte sie, »ja, das ist es, das ist es genau. Du… du siehst aus wie Della Streep. War sie nicht«, Glenda überlegte, »war sie nicht immer die Person, die keinen Anschluß fand?«

»Super ausgedrückt und sehr feinfühlig«, sagte Mandy. »Ja, sie fand keinen Anschluß. Und weiß du, warum sie keinen Anschluß fand, diese Della?«

»Ich glaube es zu wissen.«

»Weil sie zu häßlich war. Ja, sie war einfach zu häßlich. Sie… sie war nicht schön, niemand schaute ihr nach. Ich war das Gegenteil. Himmel, die Typen rissen sich um mich! Ich hätte mehrere an jedem Finger haben können, aber Della nicht einen. Und nun sehe ich aus wie Della, und ich schwöre dir, Glenda, es ist keine Maske. Mein Gesicht ist echt. Ich will dich nicht erschrecken.«

»Das glaube ich dir. Nur hast du damit dein Problem.« Sie hatte die Tasse angehoben und die Schulkameradin über den oberen Rand

hinweg angeschaut.
»Ja, ich habe damit ein Problem.«
Glenda stellte die Tasse ab. Sie hatte sich wieder soweit gefangen, daß sie klar und nüchtern dachte und auch ihre Fragen ohne Emotionen stellen konnte. »Wir werden sachlich bleiben. Ich denke, daß du viele Menschen hättest anrufen können. Warum hast du dich ausgerechnet für mich entschieden? Spielte dabei nur unser Klassentreffen eine Rolle, das wir heute haben?«
»Auch, denn mir ist eingefallen, daß du immer eine Person gewesen bist, mit der man auskommen konnte. Du warst neutraler als die anderen. Ich kann mich auch täuschen, zumindest ist das in meiner Erinnerung hängengeblieben.«
Glenda winkte ab. »Dieser Heiligenschein steht mir nicht. Aber das ist sicherlich nicht der einzige Grund, weshalb du mich angerufen und dich mir zu erkennen gegeben hast.«
»Du hast recht.«
»Was steckt noch dahinter?«
»Ganz einfach, Glenda. Ich habe natürlich gewußt, wo du beschäftigt bist. Du bist doch noch beim Yard - oder?«
»Natürlich.«
»Da dachte ich mir, daß ihr mir helfen könnt. Ich habe mal gehört, daß sich dein Chef mit übersinnlichen Dingen beschäftigt.« Sie räusperte sich. »Berichtige mich, wenn ich falsch liege, Glenda.«
»Nein, nein, rede weiter.«
»Gut.« Sie deutete auf ihr Gesicht. »Wenn ich mir das anschaue, muß ich einfach davon ausgehen, daß diese Vorfälle nicht mit rechten Dingen zugegangen sind. Es ist nicht normal gewesen, daß ich an einem Morgen aufwache und plötzlich im Spiegel die gleiche Frau sehe, aber mit einem anderen Gesicht. So etwas kann es einfach nicht geben. Da komme ich nicht mit. Das ist… Himmel, das ist einfach unerklärlich für mich. Das entbehrt jeglicher Logik. Da kann man nicht rational sein, wenn du verstehst.«
»Stimmt.«
Mandy nickte. »Gut, daß du mich nicht auslachst.« Ihre Hände bewegten sich fahrig über den schmalen Tresentisch. »Nur so können wir normal weiter miteinander reden.«
»Das hatte ich auch vor, Mandy. Mich würde vor allem interessieren, was da genau geschehen ist. Wie ist es zu diesem - sagen wir Vorgang - überhaupt gekommen?«
»Es war in der letzten Nacht.«
»Und weiter?«
»Da spürte ich plötzlich das verdammte Brennen im Gesicht. Ich hatte den Eindruck, als wäre jemand dabei, mir die Haut abzuziehen. Mein Gesicht brannte vom Kinn bis zur Stirn. Es gab keine einzige

Stelle, die ausgelassen wurde. Ich habe mich nicht mehr zurechtgefunden, ich war wie vor den Kopf geschlagen, ich bin bald durchgedreht, und ich traute mich erst am Morgen, das Bett zu verlassen und ins Bad zu gehen, wo auch der Spiegel hängt. Ja, und da bekam ich dann den Schock.« Sie nickte bei diesen Worten, und auf ihrem fremden Gesicht zeichnete sich eine Gänsehaut ab.

Glenda ließ Mandy Rice in Ruhe. Sie konnte sich vorstellen, was die Frau durchgemacht hatte. Das mußte für sie der größte Horror ihres Lebens gewesen sein. Jeder wäre dabei wohl durchgedreht, wenn er sich nach dem Aufwachen plötzlich mit einem anderen Gesicht wiedersah.

»Und ich sehe jetzt aus wie die Streep. Wie Della Streep.« Sie hob die Arme an und ballte die Hände zu Fäusten. »Warum, Glenda? Warum ist das geschehen?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Bitte!«

Die Augen schauten Glenda brennend an, und sie hätte Mandy Rice so gern eine Antwort gegeben, aber das war noch nicht möglich. Sie konnte ihr nur einige allgemeine Dinge sagen, aber nie speziell werden.

»War es der Haß auf mich, Glenda? Eine Rache kurz vor dem Klassentreffen?«

»Das ist möglich.«

»Und wenn das wahr ist, warum geschah es? Wie ist das überhaupt möglich gewesen?«

»Genau das ist das unser Problem.«

»Nein, mein Problem.«

»Jetzt auch meines, Mandy!«

Die Frau lächelte. »Ich freue mich ja, daß du so redest, Glenda. Ich bin dir schon jetzt dankbar, aber damit haben wir das Problem noch lange nicht gelöst.«

»Das stimmt.«

»Wie ist es dazu gekommen? Ich weiß, daß, du mir keine Lösung anbieten kannst, aber du hast dir sicherlich in den letzten Minuten Gedanken machen können. Wie hat das nur passieren können? Wo, zum Teufel, liegt die Erklärung?«

»Teufel, war schon gut, Mandy.«

»Wie meinst du…?«

»Ich würde mal ein Wort sagen, das dir vielleicht fremd vorkommen mag. Magie.«

Mandy Rice war stumm. Dann räusperte sie sich. Noch konnte sie nichts sagen, aber sie fing bereits an, darüber nachzudenken, wie Glenda ihr ansah. »Magie, also?«

»Ja.«

»Was habe ich damit zu tun? Ich habe mich nie für derartige Dinge interessiert. Ich bin Modell, ich liebe das oberflächliche Leben, wenn du so willst. Aber Magie…?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht meine Welt.«

»Deine nicht, Mandy.«

»Wessen dann?«

»Es gibt eine andere Person, die dich wohl in die Schußlinie genommen hat.«

Mandy brauchte nicht zu überlegen.

»Denkst du vielleicht an Della Streep?«

»Zum Beispiel.«

»Nein, Glenda, nein. Sie ist doch keine Magierin. Sie mag sein, was sie will, sie mag mich auch hassen, aber mit Magie hat diese Person nichts zu tun.«

»Weißt du das genau? Wie lange hast du sie nicht gesehen? Bist du über sie informiert?«

Mandy Rice schaute auf den Tisch. »Eigentlich kenne ich sie gar nicht. Ich habe sie mal getroffen, wir haben auch miteinander gesprochen, aber da hättest du auch zwei Eisklumpen zusammenlegen können. Etwas anderes war es nicht.«

»Halten wir mal fest, daß du sie nicht besonders gut kennst, Mandy.«

»Ja, das können wir.«

»Wunderbar, das war der erste Schritt. Kommen wir zum zweiten. Es ist doch durchaus möglich, daß unsere Freundin Della nicht allein hinter dieser Veränderung steht.«

»Ach…«

Glenda mußte lachen, als sie das staunende Gesicht sah. »Das ist nicht so weit hergeholt, wie du dir vielleicht gedacht hast, Mandy. Sie braucht es nicht allein zu tun oder getan zu haben. Della Streep kann sich einen mächtigen Helfer an ihre Seite geholt haben.«

Mandy Rice bewegte den Mund, ohne etwas zu kauen. »Einen Helfer?« murmelte sie. »Himmel, wer kann das sein? Kennst du jemand, der ihr zur Seite steht?«

»Nicht persönlich.«

»Sondern.«

»Auch wenn ich dich jetzt enttäuschen muß, Mandy, ich werde jetzt etwas allgemeiner werden müssen. Wenn ich von diesem Helfer rede, dann meine ich einen ganz bestimmten, einen Dämon.«

Jetzt war es heraus, und Glenda wartete darauf, wie ihre Schulkollegin wohl reagieren würde.

Zunächst sagte Mandy nichts. Sie konnte Glenda nicht in die Augen schauen, ihr Blick irrte durch den Raum, sie hatte die Stirn gekraust, sie hielt die Hände zu Fäusten geschlossen, bewegte wieder ihren Mund und schluckte einige Male.

»Du bist so stumm, Mandy.«
»Ich… ich… kann es nicht fassen«, würgte sie hervor. »Das… das packe ich einfach nicht.« Sie wischte über ihre Augen. »Du sprichst von dieser Gestalt, dem Dämon, als wäre er etwas völlig Natürliches und auch Normales.«
Glenda hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Vielleicht ist dieses Gebiet für mich natürlicher als für die meisten anderen Menschen. Das stimmt schon.«
Mandy zog die Augenbrauen zusammen. »Jetzt, wo du mir gegenübersitzt, begreife ich erst die ganze Tragweite. Vorher war mir das alles zu weit weg. Aber ich habe dich ja angerufen, weil es eben diese Tatsachen gibt, die für mich unverständlich sind. Wenn du so redest, weißt du dann auch die Lösung?«
»Nein«, erwiderte Glenda lächelnd. »Die Lösung kenne ich natürlich nicht. Aber ich könnte mir vorstellen, daß mir der Weg bekannt ist, der letztendlich hinführt.«
»Darf ich ihn wissen?«
»Sicher.« Glenda lächelte wieder. »Wir werden alles so durchziehen, wie wir es geplant haben. Das heißt, wir werden das Klassentreffen heute abend besuchen.«
Mandy erschrak. »So wie ich bin?«
»Natürlich.«
»Und dann?«
»Werden wir einfach alles auf uns zukommen lassen. Auch eine Frau namens Della Streep.«
Mandy schluckte nervös. »Della Streep also. Wie wird sie erscheinen?«
»Normal, denke ich.«
Die nächste Frage traf den Kern. »Und wie wird sie aussehen, diese Della?«
Glenda hob die Schultern. »Möchtest du wirklich wissen, was ich meine?«
»Ja, natürlich.«
»Sie kann unter Umständen anders aussehen. Ich habe da einen Schritt weitergedacht«, erklärte sie der staunenden Mandy Rice. »Ich könnte mir vorstellen, daß diese Person so aussieht, wie du einmal ausgesehen hast. Ihr beide habt einfach eure Gesichter getauscht, ohne daß ihr selbst in Aktion getreten wärt.«
Es war eine Antwort, über die Mandy zunächst nachdenken mußte, und es fiel ihr nicht leicht. Sie strich dabei über ihr fremdes Gesicht und hauchte: »Meinst du das wirklich so, wie du es gesagt hast?« Bei Mandy blieb der Schauer.
»So und nicht anders.«
»Das wäre ja… mein Gott, das wäre ja schrecklich für mich. Einfach

furchtbar.«

»Sehr richtig, Mandy. Ich will dir auch keine Illusionen machen. Aber ich werde stets bei dir sein, und wir beide werden sicherlich nicht ohne Schutz das Klassentreffen besuchen. Daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, um es mal vornehm auszudrücken, steht einwandfrei fest. Und genau die Dinge sind ein Fall für uns oder für einen Mann namens John Sinclair.«

Mandy blieb stumm. Erst nach einer Weile - Glenda hatte inzwischen ihre Tasse geleert - schaffte sie es, eine Antwort zu geben. »Eigentlich ist deine Antwort meine Hoffnung gewesen«, flüsterte sie. »Wenn alles so zutrifft, wie du es gesagt hast, dann… ja, dann werde ich auch zum Klassentreffen gehen.«

»Das ist wunderbar«, sagte Glenda lächelnd. »Ich kann dir natürlich nicht schon jetzt sagen, wie alles ablaufen wird, aber ich denke, daß wir beide zufrieden sein werden. Du wirst dich jetzt zunächst einmal um nichts kümmern. Das heißt, du wirst die Stunden hier in der Wohnung verbringen und auf mich warten. Ich hole dich ab. Danach werden wir gemeinsam zum Klassentreffen fahren.«

»Ja, ja«, murmelte Mandy. »Ich denke, das wird wohl so klappen.« Sie schüttelte sich. »Trotzdem habe ich Angst, Glenda. Ich kenne die andere Kraft nicht, aber sie liegt mir schwer im Magen.«

»Das kann ich verstehen.«

Mandy malte mit dem Zeigefinger Kringel auf die Thekenplatte. »Kannst du verstehen, daß ich mich vor den folgenden Stunden fürchte? Vor allen Dingen hasse ich in dieser Situation das Alleinsein.«

»Mir würde es nicht anders ergehen.«

»Danke. Ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, Della Streep anzurufen.«

»Um Himmels willen, nein. Sollte sie tatsächlich hinter diesem Vorgang stecken, dann bitte ich dich, nichts zu tun. Wir wollen ihr doch keinen Vortriumph gönnen. Was heute abend beim Treffen geschehen wird, ist eine andere Sache.«

»Ja, da hast du recht.«

Glenda schaute auf die Uhr. »So, mein Job wartet. Wahrscheinlich werde ich zu spät kommen, aber das ist kein Problem.« Sie stand auf, und auch Mandy erhob sich. »Wirst du mit John Sinclair heute morgen schon reden, Glenda?«

»Nein, das kann ich nicht. Er ist unterwegs, um jemand vom Flughafen abzuholen.«

»Ach so.«

Glenda lachte. »Sei nicht enttäuscht, Mandy, wir werden die Sache zu dritt schon schaukeln.«

»Bist du davon überzeugt?«

»Felsenfest.«

»Dann bin ich es auch.«

Es war kälter geworden zwischen den Wänden, doch es war nicht die normale Winterkälte, es lag einzig und allein an diesen sechs Männern, die kein Wort mit uns sprachen. Als wäre diese seltsame Kälte nicht schaurig genug gewesen, blitzte in ihren Augen die pure Mordlust. Daran konnte auch der alte Ofen nichts ändern, dessen Platte schon leicht glühte, so heiß war sie geworden.

Wladimir Golenkow hatte hinter mir den Versammlungsort betreten und die Tür geschlossen. Mir gelang ein kurzer Blick auf sein Gesicht, und ich erkannte die Unsicherheit in seinen Augen. Er wußte nicht, was er mit diesen Typen anfangen sollte.

Sechs Männer!

Sechs nahezu identische Gesichter!

Alle jung und trotzdem nicht jung wirkend, denn die Körper paßten nicht dazu. Sie wirkten älter, was wir auch an der Haut erkennen konnten. Die Haut zeigte das wahre Alter, das ich nicht mal richtig schätzen konnte.

»Was sagst du, John?«

»Nicht viel, und ich denke auch, daß sie mich nicht verstehen können. Das sind keine Engländer, Wladimir. Es müssen Menschen aus deinem Land sein. Mach die Probe aufs Exempel.«

Er räusperte sich. »Gut - und wenn es so ist? Was suchen die Typen dann hier?«

»Frage sie.«

»Am liebsten wäre mir Romanow«, sagte er knirschend.

»Klar, mir auch. Nur ist er nicht da. Du mußt dich schon an sie wenden. Vielleicht können sie dir Auskunft geben.«

Wladimir nickte. Er schob mich etwas zur Seite, als er vorging und näher an den Tisch herantrat.

Die beiden Bänke standen seitlich davon und waren jeweils von drei Personen besetzt.

Wladimir Golenkow wandte sich dem Mann zu, der ganz außen saß. Als der blonde Russe den Kopf senkte, kam auch Bewegung in die Sitzenden, er hob seinen Kopf an, so daß sich beide Männer in die Augen sehen konnten.

Die russische Sprache war mir nicht ganz fremd. Einfache Fragen konnte ich verstehen, und so spitzte ich die Ohren.

»Wo kommt ihr her?«

Der Angesprochene zuckte zusammen, als er in seiner Heimatsprache angeredet wurde. »Wir wollten nicht mehr bleiben. Wir sind in den Westen gegangen.«

»Warum?«

»Arbeit und Geld.«

»Habt ihr beides?«

Nicht nur der Mann schüttelte den Kopf, die anderen fünf taten es gleich mit.

Wladimir grinste kalt. »Also nicht? Keine Arbeit und kein Geld. Statt dessen sitzt ihr hier und wartet.« Die nächste Frage klang sarkastisch. »Vielleicht auf die Arbeit?«

»Ja.«

»Was werdet ihr tun?«

»Mode.«

Bisher hatte ich alles verstanden, auch die letzte Antwort, und ich war ebenso perplex wie Wladimir. Er verzog den Mund. »Moment mal, was werdet ihr tun?«

»Man wird uns fotografieren. Für russische Mode und Kosmetik. Das hat man uns gesagt. Man braucht junge Männer mit glatten Gesichtern, und die haben wir.«

»Aber nicht schon immer - oder?«

Der Mann schwieg und schaute die anderen an. Deren Blicke waren leer, als ginge sie das gesamte Gespräch nichts an.

»Rede!«

»Nein.«

Wladimir Golenkow gab nicht auf. »Wie heißt du?«

»Michail.«

»Schön, Michail, ich bin Wladimir Golenkow. Und ich will dir und den anderen sagen, daß ich die weite Reise von Moskau nach London nicht grundlos gemacht habe. Ich will wissen, was hier los ist. Ich will erfahren, wer euch die Jugend gegeben hat, klar?«

Michail nickte.

»War es Romanow?«

Schweigen.

Golenkow senkte seinen Kopf. »War es Romanow? Hat er euch diese anderen und auch fremden Gesichter gegeben? Wenn ja, wie hat er es geschafft? Rede endlich!«

Wladimir erntete auch weiterhin Schweigen. Nur die Augen starrten ihn kalt an.

Ich sah, wie die Wut allmählich in meinem Freund hochstieg. Er war frustriert, denn er hatte darauf gesetzt, diesen Romanow, der ihm in Moskau entwischt war, hier zu finden. Genau hier auf dem Boot, bei den Männern, doch es sah nicht so aus, als befände sich der Chef des Ganzen mit an Bord.

»Du willst mir also nicht sagen, wo ich Romanow finden kann? Du willst es mir nicht sagen?«

»Er ist weg.«

»Also nicht auf dem Schiff?«

»Ja.«

»Wo ist er dann?«

»Ich weiß es nicht.«
Wladimir beherrschte sich nur mit großer Mühe. »Ich weiß, daß er hier in London einen Stützpunkt hat. Er steht in keinem Telefonbuch, aber es muß Menschen geben, die wissen, wo sie ihn finden können. Und du, Michail, gehörst dazu.«
»Ich weiß nichts.«
Das genau wollte sich Wladimir nicht gefallen lassen. Bevor ich eingreifen konnte, stießen seine Arme vor. Mit beiden Händen griff er zu und wuchtete den Mann von seiner Sitzbank hoch, der sich überhaupt nicht wehrte und alles mit sich geschehen ließ. Sein Blick veränderte sich nicht mal. Er hing wie eine Puppe im Griff des Mannes und wurde hin- und hergeschüttelt. Sein Kopf flog vor und zurück. Wladimir schnauzte ihn an, und ich war nicht in der Lage, die Worte zu verstehen, denn er sprach einfach zu schnell.
Die anderen schauten zu. Sie sahen hin, mir kam es wie Glotzen vor. Waren das überhaupt noch Menschen - normale Menschen? Wenn ja, dann standen sie unter dem Bann einer Person, die Romanow hieß. Er hatte sie voll und ganz unter Kontrolle. Sie waren arme Teufel, Flüchtlinge, die in der Fremde ihr Glück versuchen wollten und nun diesem Magier in die Arme gelaufen waren.
Jugend, Schönheit - sie hatten beides bekommen. Aber um welchen Preis, und wie war so etwas möglich?
Wladimir ließ Michail nicht los. Der stand da wie unbeteiligt. Er tat überhaupt nichts, um die Situation zu ändern, sein Blick war nach wie vor ins Leere gerichtet, und genau das machte Golenkow wahnsinnig.
Er zerrte ihn herum. Diesmal verstand ich seine Worte wieder, auch wenn sie schnell gesprochen worden waren. »Wenn du nicht bald dein Maul aufmachst, geht es dir verdammt dreckig!« Er unterstrich dieses Versprechen, indem er den Mann losließ, aber auf seine Art und Weise. Er stieß ihn so heftig von sich weg, daß Michail quer durch den Raum flog und mit dem Rücken gegen die Wand prallte.
Dort blieb er stehen.
Wladimir atmete heftig aus und wischte über seine Stirn. Er schaute mich an.
»Mußte das sein?« fragte ich.
»Ja, John, das mußte sein. Ich will diesen Romanow haben, und ich werde ihn bekommen. Ich werde mich nicht mehr länger an der Nase herumführen lassen, das ist mir schon häufig genug passiert. John, dieser Romanow muß gestellt werden, er…«
Mitten im Satz brach Wladimir ab. Es war auch ihm aufgefallen, daß sich Michail noch immer an der Wand hielt und nicht zu Boden gesunken war. Er stand da wie angenagelt, und dieser Vergleich stimmte tatsächlich, wie wir wenig später erfuhren.
Zuerst hörten wie ein Stöhnen. Es drang aus seinem zuckenden

Mund. Er bewegte die Schultern, als wollte er sich durch diese Rucke von etwas befreien.

Ich ging auf ihn zu.

Es war nicht so trübe, als daß ich sein Gesicht nicht hätte erkennen können, und bei ihm änderte sich etwas. Es war nicht nur das Rollen der Augen, das mich aufmerksam werden ließ, es war einfach die Veränderung der Haut.

Sie verlor nicht nur die Frische, ihr ging auch die Glätte abhanden. Sie rollte sich zusammen, sie wurde gequetscht, als wären unsichtbare Hände dabei, sie zusammenzudrücken, und sie sah plötzlich schlaff aus, eben so, wie sie auch in Wirklichkeit war.

Der Mann veränderte sich.

Michail wurde zu dem, der er einmal gewesen war. Als junger Mann hatte er zwar existieren, aber nicht normal leben können, jetzt kam sein wahres Alter durch.

Warum?

»Verdammt, ich begreife nichts«, flüsterte Wladimir, der ebenso fasziniert war wie ich.

Die Lösung bekamen wir sehr bald durch Michail selbst präsentiert. Dabei redete er nicht, er bewies es uns, denn er konnte sich an der Wand, an der er schon zu lange gestanden hatte, nicht mehr halten. Im Zeitlupentempo kippte er nach vorn, als hätte ihn jemand leicht gegen den Rücken gestoßen.

Er fiel uns entgegen.

Ich sprang auf ihn zu, bevor es Wladimir tun konnte, und fing ihn auf.

Michail federte in meine ausgestreckten Arme, und mir gelang ein Blick auf seinen Rücken.

Da sah ich die Wunde.

Sie war rund, rot und häßlich. In der Größe vergleichbar mit dem Umriß einer Faust, aber keiner von uns hatte ihm etwas getan. Keiner hatte ihn angerührt, als er an der Wand stand.

Mein Blick fiel dorthin!

Aus der Wand hervor stach ein langer Nagel, der schon Rost angesetzt hatte. Mit der Spitze war der Nagel in den Rücken des Mannes eingedrungen und hatte ihn verletzt.

Das hatten wir nicht gewollt.

Der Mann lag bäuchlings auf meinen Armen. Ich hörte sein Stöhnen und kriegte auch die Bewegungen mit, als er sich umdrehen wollte. Ich ließ ihn gewähren, und wenige Sekunden später schaute ich dann in sein verschwitztes, blasses Gesicht.

Es kam mir nicht mehr menschlich vor, sondern mehr wie eine Totenmaske, und aus seinem Mund quoll rosafarbener Schaum. Bläschen schimmerten auf der Oberfläche und zerplatzten, dazwischen

hörte ich sein Röcheln.
Dann brachen seine Augen.
Der Mann war tot.
Und ich schaute in sein altes, aber natürliches Gesicht. Er war etwa siebzig, kurz zuvor hatte er noch ausgesehen wie dreißig. Wladimir stand neben mir, ohne einen Kommentar abgeben zu können.
Dieser nicht erklärbare Vorgang hatte auch ihn geschockt, und er schüttelte immer wieder den Kopf.
»Ich wollte es nicht, John. Ich habe es wirklich nicht geglaubt, das muß ich dir sagen.«
»Ich weiß es.«
»Dieser Nagel ist…« Er schaute hin. »Verdammt noch mal, ich habe ihn nicht gesehen.«
Das Klirren unterbrach das Gespräch.
Beide fuhren wir herum.
Zu spät.
Die anderen fünf Personen waren von ihren Plätzen hochgesprungen, und sie hatten während dieser Bewegungen auch reagiert und die beiden Öllampen umgestoßen.
Zersplittert lagen sie auf dem Tisch, und der Inhalt war nicht über die Ränder hinweggeglitten, was wirklich besser gewesen wäre, denn dann hätte das Feuer keine Chance mehr gehabt, das Öl in Brand zu setzen.
So aber puffte plötzlich eine gewaltige Stichflamme hoch, die zudem noch breit war und sich auf dem Tisch verteilte.
Innerhalb kürzester Zeit hatte sich alles verändert, und der Weg zur Tür war uns plötzlich versperrt…
Della Streep ging es gut. Es ging ihr sogar sehr gut. Sie fühlte sich sauwohl, denn sie hatte endlich das erreicht, von dem sie so geträumt hatte.
Sie war wieder zurück in ihre Wohnung gefahren und hatte sich Wasser eingelassen. Es störte sie auch nicht mehr die Kargheit des Bads und auch nicht, daß der Raum nicht größer als eine Besenkammer war. Sie brauchte nur in den Spiegel zu schauen, um zu sehen, daß sich das Schicksal jetzt auf ihre Seite gestellt hatte.
Sie genoß es.
Nackt tanzte sie durch den kleinen Raum, die Augen dabei verdreht und auf den Spiegel gerichtet, dessen Fläche schon einige Rostflecken angesetzt hatte, was sie nicht weiter störte, denn was sie sehen wollte, das bekam sie auch zu sehen.
Nicht nur ihren Körper, sondern auch das Gesicht. Es hatte sich verändert, und es hatte sich ihrem Körper angeglichen, mit dem Della Streep sehr zufrieden war.
Sie war nicht mehr nur eine Frau, sie war eine perfekte Frau. Mit

diesem Bewußtsein stieg sie in das mit einem Schaumfilm bedeckte Wasser, und sie tauchte wohlig ein, wobei auf ihren Schultern ein leichter Schauer zurückblieb.

Das Lächeln blieb auf ihrem Gesicht. So gefreut hatte sie sich selten. Es war einfach alles wunderbar geworden, ihr Leben hatte sich radikal verändert, und am heutigen Abend fand das Klassentreffen statt.

Da würde sie dann alle wiedersehen.

Aus Teenagern und jungen Frauen waren Frauen geworden. Hübsche, weniger hübsche und nur eine häßliche. Früher war sie es gewesen, heute nicht mehr. An diesem Abend würde sie alle ausstechen, und man würde sie mit Mandy Rice anreden.

Mandy Rice…

Himmel, wie sich das anhörte. Das war einfach wunderbar, das war super, das war kaum zu fassen, daran mußte sie sich erst gewöhnen. Mandy Rice, die schöne Mandy, die sie so oft in diesen dicken Versandhauskatalogen gesehen hatte. Einmal waren ihr beim Betrachten der Bilder sogar die Nerven durchgegangen, da hatte sie ein Messer genommen und den Katalog zerfetzt.

Das war damals gewesen. Es war noch nicht lange her, doch ihr kam es vor, als lägen Jahrhunderte dazwischen. Sie hatte ihr altes Leben abgestreift wie eine Schlange die Haut, und sie würde das neue genießen. Schon heute abend würde sie damit anfangen.

Sie seifte sich ein. Es waren sanfte und langsame Bewegungen, die Della sogar stimulierten. Es tat gut, die Hände über ihren Körper gleiten zu lassen, wobei sie selbst die intimsten Stellen nicht ausließ. Sie fühlte sich wie eine Königin, der die ganze Welt gehörte, und als Diener würde ihr bald die Männer zu Füßen liegen.

Wie dankbar mußte sie Romanow gegenüber sein, der es durch sein Elixier geschafft hatte, ihr die Schönheit einer anderen Person zu geben. Es war so wunderbar.

Della seifte auch ihre Beine ein, und sie fand, daß sie sehr schöne Beine hatte. Ihre Handflächen glitten über die weiche, fast schon seidige Haut, und das Lächeln auf ihrem Mund blieb permanent.

Irgendwann verließ sie das warme Wasser. Rasch griff sie nach dem Badetuch, hüllte sich darin ein, trocknete sich ab und zog anschließend einen kurzen Slip über, bevor sie in den Bademantel schlüpfte. Nur mit ihm bekleidet betrat sie den kleinen Wohnraum, blieb hinter der Tür stehen und schaute sich um, als wäre sie in ihrer eigenen Wohnung eine Fremde. Das war sie nicht, trotzdem gefielen ihr die Möbel nicht mehr. Sie waren einfach zu düster, auch zu normal. Billigprodukte aus dem billigen Kaufhaus, die zwar zu der ehemaligen Della Streep gepaßt hatten, aber nicht mehr zu der heutigen. Die war eine ganz andere geworden, sie war die Person, die lebte, die erst richtig lebte, und sie mußte sich einfach wieder

anschauen.
Im winzigen Flur blieb sie vor dem Spiegel stehen, denn darin zeichnete sich ihr ganzer Körper ab.
Zufriedenheit durchflutete sie. Ja, sie war endlich zufrieden, aber es fehlte noch das Sahnehäubchen auf dem Kuchen.
Sie lächelte hintergründig, als ihr ein gewisser Gedanke kam. Della wollte nicht bis zum Abend warten, um mit Mandy Rice sprechen zu können. Es wäre doch wunderbar, wenn sie ihre ehemalige Klassenkameradin schon jetzt anrief und sich einfach bei ihr erkundigte, wie es ihr ging.
Der Gedanke gefiel ihr mehr als gut. Wahrscheinlich würde sie das Leiden durch den Hörer hören, und es würde ihr wunderbar gefallen und die Laune noch steigern.
Mit diesem Vorsatz betrat sie wieder den Wohnraum, wo sich auch das Telefon befand. Sie nahm sich vor, so schnell wie möglich einen tragbaren Apparat zu kaufen, aber das konnte noch warten.
Neben dem Telefon lag die Liste mit den Telefonnummern ihrer ehemaligen Klassenkameradinnen, und die Nummer einer Mandy Rice hatte Della rot unterstrichen.
Sie hob den Hörer ab und tippte genußvoll die Nummer ein. Vor ihrem geistigen Auge stellte sie sich die schöne Mandy mit ihrem Gesicht vor. Was mußte diese Person durchmachen. Della kannte die Qualen, die man als »Häßliche« erlitt, und ihre Gedanken brachen ab, als sie das Freizeichen hörte. »Sei da!« flüsterte sie, unterstützte die Worte durch ein Trommeln der Fingerspitzen auf der kleinen Tischplatte, wo das Telefon seinen Platz gefunden hatte.
Sie war da.
Zumindest hob jemand ab.
Keine Stimme.
Della machte den Anfang. »Hallo…?« fragte sie. Das Wort klang frisch und munter.
Ein kurzes Räuspern. Dann die flüsternd gestellte Frage. »Wer… wer sind Sie denn?«
»Ich bin es, Mandy…«
»Wer?«
»Deine liebe Freundin?« Della lachte glucksend in sich hinein und bekam einen roten Kopf.
»Tut mir leid, ich kenne Sie nicht und…«
Bevor Mandy das Gespräch von sich aus unterbrechen konnte, sprach Della rasch weiter. »Leg nicht auf, Mandy, tu dir selbst den Gefallen. Ich wollte dich nur fragen, wie es dir gefällt, mit einem anderen Gesicht herumzulaufen. Das ist doch so - oder?«
Della hörte, wie die andere Frau nach Luft schnappte und wartete gespannt auf eine Antwort, und die erfolgte prompt, denn Mandy

hatte mitgedacht. »Bist du es, Della?«
»Wer sonst, Süße?«
»Neiiinnnn!« Es war ein Schrei, der in Dellas Ohr tönte und sie veranlaßte, den Telefonhörer von ihrem Ohr zu entfernen. Gleichzeitig freute sie sich diebisch darüber, der anderen einen Schock versetzt zu haben, und der Schrei blieb auch nicht ewig. Er brach urplötzlich ab, nur ein Keuchen war zu hören.
»Hast du dich wieder gefangen, Mandy?«
»Warum rufst du an?« Die Worte waren nicht glatt gesprochen worden. Zwischen ihnen war das Schluchzen aufgeklungen. Ein Beweis, wie sehr die schöne Mandy litt.
Das freute Della. »Warum ich dich anrufe?« fragte sie. »Willst du es wissen?«
»Nein, das will ich nicht. Ich weiß nur, daß du - wie auch immer - schon genug Unheil angerichtet hast.«
»Was heißt hier Unheil, meine Liebe? Ich habe mir nur das geholt, was mir zusteht. Du hast es all die Jahre genossen, nun bin ich an der Reihe. Die Menschen sollten nicht so egoistisch sein, sie sollten auch mal tauschen und teilen.«
»Es ist pervers, was du da sagst.«
»Wieso?«
»Man greift als Mensch nicht in den Kreislauf der Natur ein. Jeder wurde so geschaffen, wie der Herrgott es wollte, und damit hat man sich abzufinden.«
Della Streep konnte sich ein scharfes Lachen nicht verbeißen. »In welch einer Welt lebst du?« rief sie zwischendurch. »Glaubst du tatsächlich an das, was du da gesagt hast?«
»Ja, daran glaube ich.«
»Aber nicht ich. Ich finde es nur gerecht, daß man mal tauscht. Doch was rede ich. Du wirst doch sicherlich heute abend auf dem Klassentreffen erscheinen oder nicht?«
»Ich werde kommen.«
»Wunderbar, meine Liebe. Ich werde ebenfalls dort sein. Weißt du, worauf ich gespannt bin?«
Als Antwort bekam Della ein scharfes Atmen zu hören. Mandy konnte nicht mehr sprechen, aber Della mußte ihre Worte einfach loswerden. »Ich bin darauf gespannt, ob man uns erkennen wird. Mach dich darauf gefaßt, Mandy, daß du mit Della angesprochen wirst, und bei mir wird es umgekehrt sein, was mich überhaupt nicht stört. Wir werden alle unseren Spaß haben, du vielleicht nicht so ganz«, sie lachte leise und hämisch, »aber ich sehe es anders.« Einen Moment später verzog sich ihr Gesicht zu einer Grimasse, denn Mandy Rice hatte einfach aufgelegt.
»Dann eben nicht«, sagte Della und legte auf. Sie rieb sich die Hände.

Die Vorfreude auf den heutigen Abend war enorm. Nicht allein wegen des Klassentreffens, sondern wegen eines Besuchers, der dort ebenfalls erscheinen würde, um nach neuen Opfern für seine Experimente Ausschau zu halten…

***

Urplötzlich war es heiß geworden, und diese Hitze strahlte uns an wie ein brennender Vorhang. Das Feuer hatte sich zu schnell ausgebreitet. Als breite Lohe waberte es zwischen der Tür und uns, der Luft wurde der Sauerstoff entrissen, und auch das trockene Holz des Tisches und der Sitzbänke hatte ebenfalls Feuer gefangen. Schwarzgrauer Rauch entstieg den Flammen.

Nicht nur um uns kümmerten wir uns, es waren auch noch fünf Männer in dieser Flammenhölle, die ihr entfliehen mußten.

Oder nicht?

Wir sahen die Gestalten hinter oder inmitten des Flammenvorhangs, und sie taten nichts, um ihm zu entwischen. Zwei von ihnen hockten auf ihren Plätzen, die anderen standen. Sie wurden zu Opfern des Feuers, und nicht ein Wort der Klage drang aus ihren Mündern. Aber sie alterten, das Feuer vernichtete sie, es tötete, während sie wieder ihr normales Aussehen erhielten.

Ich hatte mir ein Taschentuch auf den Mund gepreßt. Neben mir keuchte Wladimir Golenkow.

»Verdammt, wir müssen raus, John, wir können nicht länger bleiben.«

Da hatte er recht.

Feuerzungen huschten über den Boden und glitten gierig auf unsere Füße und Beine zu. Es war Wladimir, der als erster auf die Tür zustürzte, sie gar nicht erst öffnete, sondern einfach aufbrach.

Er wuchtete seine Schulter gegen das nicht allzu harte Holz, die Tür wurde aufgestoßen, und kalter Wind pfiff in den Raum, toste in die Flammen hinein und fachte es noch stärker an.

Ich rannte ebenfalls weg. Aber im Feuer sah ich noch die Gestalten tanzen oder sich hektisch bewegten, bevor sie zusammenbrachen, als alte, wieder normal gewordene Männer, jetzt aber tot.

In diesen Augenblicken konnte ich den Haß meines Freundes Wladimir Golenkow auf einen Mann verstehen, der keine Rücksicht auf Menschen nahm, die für ihn nichts weiteres als Versuchsobjekte waren. Wahrscheinlich war ihnen eingeimpft oder einprogrammiert worden, wie sie sich zu verhalten hatten, wenn ihnen jemand auf die Spur kam. Nicht wir hatten sie getötet, sie selbst hatten die Flammenhölle entfacht, die letztendlich zu ihrem Grab geworden war.

Ich stolperte auf das Deck. Die Augen tränten, ich hustete mir beinahe die Seele aus dem Leib, und ich selbst wurde von dicken,

grauschwarzen Rauchwolken verfolgt, die erst an der anderen Seite der Reling an Dichte verloren und sich auflösten.

Wladimir stand dort, wo der Steg begann. Auch er hustete, blickte mir mit seinem geschwärzten Gesicht und aus tränenden Augen entgegen, wobei er den Kopf schüttelte, zum Zeichen, daß wir den fünf Männern nicht mehr helfen konnten.

Wir mußten weg, denn das Feuer war nicht mehr zu löschen. Sehr bald würde das Boot in Flammen stehen, was hoffentlich von der Water Police entdeckt wurde, damit sie löschen konnte.

Der Steg war noch immer glatt. Wir rutschten ihn mehr hinab, als daß wir gingen, erreichten trotzdem unbeschadet das Ufer und erlebten, daß andere Boote doch nicht so leer waren, wie wir angenommen hatten. Das Feuer und der Rauch waren gesehen worden. Auf den anderen Decks erschienen Menschen, die zunächst ziemlich starr waren und erst begreifen mußten, was sich da in ihrer Nähe abspielte.

»Feuer!« brüllte dann ein Mann, wobei er beide Arme in die Höhe riß. »Verdammt noch mal, es brennt!«

Ich konnte die Furcht der Menschen verstehen. Sie hatten Angst, daß das Feuer übergriff. Die Sicht auf den Fluß war uns durch den dunklen Rauch genommen. Wir liefen den Weg wieder zurück, weil ich im Wagen ein Telefon hatte. Von dort aus konnten wir die Polizei informieren und alarmieren.

Da mein Rover über dem Niveau des Flusses parkte, war die Sicht von ihm aus gut. Wir sahen den grauen Strom, und wir sahen auch die beiden Schiffe, die Kurs auf das brennende Boot genommen hatten. Der Sirenenklang machte uns klar, daß wir weder ein Lösch- noch ein Polizeiboot alarmieren mußten.

Wladimir Golenkow ballte die linke Hand zur Faust. Scharf schaute er mich dabei an. »Weißt du jetzt, John, weshalb ich ihn hasse?«

»Ja, das weiß ich.«

»Dieser Romanow ist ein Teufel, ein Satan auf zwei Beinen. Er ist jemand, der keine Rücksicht auf menschliches Leben nimmt. Diese fünf Männer wollten sich nicht retten. Sie haben ihren Tod bewußt provoziert, indem sie einfach die Öllampen umkippten und für das Feuer sorgten. Sie wollten nicht mehr leben, so einfach ist das. Sie gingen in den Tod wie vorprogrammierte Puppen.«

»Ich weiß.«

Wladimir faßte mich an und schüttelte mich. »John, ich weiß nicht, wie es dieser Romanow gemacht hat und mit welch einer teuflischen Kosmetik er arbeitet. Aber all die Schönheit, ist die Schönheit der Hölle. Nicht mehr und nicht weniger. Das ist, verdammt noch mal, ein Geschenk des Teufels, wobei ich mir gut vorstellen kann, daß er hinter diesen Dingen steht und alles beobachtet. Er hat seinen Diener

Romanow vorgeschickt, John, er allein, das denke ich zumindest.«
»Es ist möglich«, sagte ich.
»Das klang nicht eben überzeugend.«
»Noch haben wir keinen Beweis, Wladimir.«
»Glaubst du, daß noch andere Dinge dahinterstecken?«
»Ich glaube gar nichts. Aber du hast recht, ich will ihn haben. Nur ist die Spur unterbrochen. Von den sechs Männern wird keiner mehr ein Wort sagen können.«
»Leider.« Es klang zerknirscht, wie er es sagte. Bisher war dieser Romanow für mich noch eine geisterhafte Gestalt, mehr ein Phantom, das alles geplant hatte und aus dem Hintergrund heraus zuschlug. Er hatte sein Land mit einem Erbe verlassen, das ich einfach als menschenverachtend und schrecklich ansehen mußte. Hatte ihm tatsächlich der Teufel diese Macht gegeben, oder gab es eine andere Lösung?
Mir war es zu simpel, immer nur dem Teufel die Schuld in die Schuhe zu schieben. Dafür waren die Kräfte des Bösen oder auch die Mächte der Finsternis einfach zu vielfältig. Es gab zahlreiche, gefährliche Dämonen, die ihre Pläne einsetzten und dabei die Messer wetzten, um an die Menschen heranzukommen. Davon konnte ich ein Lied singen, nicht so sehr mein russischer Freund, weil er nicht so viel erlebt hatte wie ich.
Aus noch immer brennenden und geröteten Augen starrten wir auf den Fluß. Die beiden Boote hatten in der Nähe des brennenden Kahns ihre Maschinen gestoppt. Aus den armbreiten Öffnungen quollen die beiden Wasserstrahlen und jagten in die Flammen hinein, die längst das Deck erreicht hatten, um dort ihre Zerstörungen fortzuführen.
»Du mußt ihnen die Toten erklären, John.«
»Ich weiß es.«
»Was willst du sagen?«
»Warten wir ab, bis es soweit ist. Zunächst sind wir zum Zuschauen verurteilt.«
Wie auch die anderen Personen, die auf den Decks standen und auf Rauch und Flammen starrten.
»Neues, anderes Leben will diese Bestie schaffen«, sagte Wladimir leise, »und was kommt dabei heraus? Tod und Vernichtung. Wir Menschen haben kein Recht, der Schöpfung ins Handwerk zu pfuschen, und wir beide müssen versuchen, diejenigen zu stoppen, die diese Grenzen überschreiten, John.«
Dem war nichts hinzuzufügen.

***

In ihrem Büro fühlte sich Glenda Perkins an diesem Morgen nicht eben wohl. Einige Male hatte sie sich bei Suko erkundigt, wann John

denn zurückkäme, doch der Inspektor hatte nur die Schultern heben und ihr erklären können, daß er ebenfalls wartete. »Zudem bin ich nicht richtig eingeweiht worden. Wladimir hat mit John gesprochen und nicht mit mir. Aber es scheint sich um eine heiße Sache zu handeln, denn er hat sich sofort vor den Karren spannen lassen.«

»Das scheint mir auch so. Wenn man nur wüßte, um was es dabei geht, wäre mir wohler.«

Suko kam nicht mehr so recht mit. »Was willst du eigentlich von ihm, Glenda?«

Sie stand an der Tür und lehnte am Pfosten. Es sah so aus, als wollte sie das Zopfmuster ihres weit fallenden Pullovers kontrollieren. »Was ich von ihm will?«

»Ja.«

»Ich brauche seine Hilfe, denn da ist etwas passiert, das mir die Haare zu Berge stehen läßt.«

Suko lächelte sie an. »Mit mir möchtest du nicht darüber reden?«

»Nur wenn du willst.«

»Aber immer.«

»Ich hole uns Kaffee.«

»Für mich Tee, wenn möglich.«

»Okay, bekommst du.« Sie zwinkerte ihm zu. »Seit Shao wieder da ist, befindest du dich auf dem Tee-Trip, wie?«

»So ähnlich.«

Wenig später war Glenda wieder zurück. Zwei Tassen hatte sie mitgebracht. »Ja, das tut gut«, sagte Suko und nahm einen Schluck. Er sprach erst weiter, als Glenda sich gesetzt hatte. »Nun rück mal mit deinen Problemen heraus. Dem Gesicht nach zu urteilen, drücken die Sorgen ganz schön, wie?«

»Da kann ich dir nicht widersprechen.«

»Worum geht es denn?«

»Um die Jugend, die Schönheit und um zwei vertauschte Gesichter.«

Bei dieser Antwort hätte sich Suko beinahe verschluckt. Im letzten Augenblick trank er den Tee, und er mußte tief Luft holen, wobei er ein Räuspern nicht unterdrücken konnte.

»War das dein Ernst?«

»Mein vollster.«

»Dann bin ich gespannt.«

Glenda erzählte, was sie bereits am frühen Morgen erlebt hatte. Suko, der genau zuhörte, konnte zwischendurch immer nur den Kopf schütteln, aber er hütete sich, Kommentare zu geben und ließ Glenda ausreden. Erst dann sprach er. »Ich kenne dich lange genug, Glenda, und ich glaube nicht, daß du mir einen Bären aufgebunden hast.«

»Das habe ich nicht.«

»Gut, kommen wir zur Sache. Es stimmt also jedes Wort.« Er sprach

weiter, während Glenda nickte. »Du hast das heute morgen alles erlebt und diese Mandy Rice auch gesehen.«

»Ja, mit einem anderen Gesicht. Heute abend findet unser Klassentreffen statt, und dorthin wollte mich John begleiten.«

Suko schwieg, was Glenda gar nicht gefiel. »Warum sagst du denn nichts? Du mußt doch…«

»Ja, ja, schon.« Er schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Ich kann es mir nur nicht vorstellen.«

»Ich auch nicht, aber welchen Grund sollte Mandy Rice gehabt haben, mich zu belügen?«

»Stimmt auch wieder.« Suko dachte einen Moment nach. »Und sie hat nichts darüber gesagt, wer eventuell im Hintergrund die Fäden zieht? Da muß doch etwas sein.«

»Das glaube ich natürlich auch, aber ich habe keinen Hinweis erhalten. Mandy Rice war ja selbst völlig von der Rolle.«

»Das Motiv liegt in der Vergangenheit begründet?«

»Ja, denn diese Della Streep hat stets darunter gelitten, daß kein Junge sie anschaute. Im Gegenteil, sie wurde verhöhnt und oft genug ausgelacht. Und sie scheint jetzt einen Weg gefunden zu haben, um sich zu rächen. Das sind die Tatsachen.«

»Wo wollt ihr euch heute abend denn treffen?«

»In einem Landhaus-Hotel im Londoner Südwesten. Ziemlich am Stadtrand, zwischen London und Windsor. Wirklich idyllisch, und wir werden die Nacht auch dort verbringen.«

»Die zum Horror werden kann.«

»Damit ist zu rechnen. Es kommt dieser Della Streep doch nur auf die Konfrontation an und darauf, was die anderen Klassenkameradinnen sagen. Wenn sie hochgelobt wird, wenn man ihr sagt, daß sie sich kaum verändert hat, wird sie zur Königin des Abends. Nur weiß niemand, was tatsächlich dahintersteckt.«

Suko beschäftigte schon die ganze Zeit über eine Frage. »Sieht sie denn tatsächlich so gut aus?«

Glenda nickte. »Ja, sie ist toll. Da bin ich ehrlich und auch nicht neidisch. Zudem darfst du nicht vergessen, daß Mandy als Modell gearbeitet hat. Da muß man schon auf sein Aussehen und auch auf die Figur achten. Aber Mandy ist nicht mehr Mandy, sie ist jetzt…« Das Tuten des Telefons unterbrach sie.

Suko hob ab, hörte kurz zu und reichte Glenda den Hörer. »Es ist für dich.«

»Wer will mich sprechen?«

»Eine Frau.« Suko sah ernst aus. »Ich habe den Namen nicht verstanden, aber ich habe ihr Weinen gehört.«

»Ist schon okay.« Während sich Glenda meldete, schaltete Suko auf Lautsprecher um, so konnte er mithören, was die Anruferin wollte. Sie

weinte tatsächlich, und Glenda versuchte zunächst einmal, die Person zu beruhigen. »Bitte, Mandy, reiß dich zusammen, ich kann dich sonst nicht verstehen.«

»Ja, schon gut.« Sie putzte sich die Nase, was deutlich zu hören war. »Aber ich konnte einfach nicht mehr, und ich mußte dich anrufen, denn sie… sie hat mich angerufen.«

»Della?«

»Ja.«

»Mein Gott, was…«

Mandy Rice ließ Glenda nicht aussprechen. Es brach plötzlich aus ihr heraus, und die beiden erfuhren, wie Mandy Rice von dieser Della Streep verspottet worden war.

Glenda konnte nichts sagen, auch Suko gab keinen Kommentar ab. Er schüttelte nur den Kopf, und er freute sich auch darüber, daß Glenda die Nerven behielt.

»Hör zu, Mandy. Was auch geschieht, laß dich jetzt nicht psychisch fertigmachen. Wir beide dürfen auf keinen Fall durchdrehen und müssen cool bleiben. Ich weiß, das es sich in deiner Lage blöd anhört, aber wir wollen Della keine Chance geben, auf der Leiter nach oben zu kommen. Ich werde im Höchstfall noch zwei Stunden im Büro bleiben. Wenn John bis dahin nicht gekommen ist, habe ich Pech gehabt. Dann muß ich das später telefonisch regeln. Jedenfalls werde ich nach Hause fahren, mich umziehen, um anschließend bei dir vorbeizukommen. So haben wir es abgesprochen, so wird es auch bleiben.«

Pause. »Kann ich mich wirklich darauf verlassen?« fragte Mandy.

»Tausendprozentig.«

»Was ist«, ihre Bedenken waren noch nicht ausgeräumt, »wenn Della hier bei mir erscheint?«

»Welchen Grund sollte sie haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Eben, es gibt keinen.«

»Kannst du nicht trotzdem früher bei mir hier vorbeikommen?« bettelte Mandy.

Glenda verdrehte die Augen. »Das würde ich ja gern, aber ich muß erst auf John warten und…« Sie machte eine Pause, als sie sah, daß Suko den Kopf schüttelte. »Moment mal, Mandy.« Glenda deckte die Sprechmuschel ab und fragte: »Was hast du denn?«

»Du kannst ruhig fahren«, flüsterte der Inspektor. »Ich weiß Bescheid und werde John einweihen.«

Glenda nickte. »Einverstanden.« Dann sprach sie wieder mit ihrer ehemaligen Schulfreundin.

»Hörst du mich, Mandy?«

»Ja, ich bin noch dran.«

»Es ist alles okay, du kannst beruhigt sein. Ich werde das Büro nach unserem Gespräch verlassen und notiere deine Telefonnummer sowie die des Hotels. Dann wissen John und Suko, wo sie uns finden können. Ist dir das recht?«

»Sehr recht sogar. Aber wer ist Suko?«

»Ebenfalls ein guter Freund.«

Der Inspektor grinste breit, als er die Antwort hörte. Er reckte einen Daumen hoch und nickte Glenda zu, die Mandy noch einmal beruhigte, bevor sie auflegte. »War das in deinem Sinne?«

»Exakt, Glenda.«

Sie stand auf. »Okay, dann schreibe ich dir jetzt die beiden Telefonnummern auf.«

»Tu das.«

In ihrem Büro notierte Glenda die Zahlen und legte Suko den Zettel auf den Schreibtisch. »Versuche bitte, John davon zu überzeugen, daß es wichtig ist, sehr sogar.«

Der Inspektor schnippte mit den Fingern. »Vielleicht erwischen wir ihn im Rover. Dann kannst du ihm alles selbst sagen.«

»Gute Idee.«

Die Idee war zwar gut, die Ausführung weniger, denn ein John Sinclair meldete sich nicht. »Die beiden müssen irgendwo den Wagen verlassen haben. Kennst du das Hotel, in dem Wladimir absteigen wollte?«

»Leider nicht.«

Suko hob die Schultern. »Dann will ich mal sagen, daß alles beim alten bleibt.«

»Wie wir es vereinbart haben.« Glenda rutschte von der Schreibtischkante. »Ich bin dann weg.«

»Viel Glück noch. Was hast du für ein Gefühl? Ich meine damit den heutigen Abend.«

»Ein mieses.«

Suko schaute auf den Zettel mit den beiden Telefonnummern. »Meinst du, daß ich ebenfalls bei deinem Klassentreffen erscheinen soll?«

»Es wäre nicht das schlechteste.«

»Okay, dann sehen wir uns.«

»Hoffentlich lebend«, sagte Glenda und verließ das Büro.

***

Das Leben und auch das Grauen haben viele Gesichter. Wir waren mal wieder bei beidem vertreten und mußten zuschauen, wie die Kollegen der Feuerwehr die verkohlten Leichen aus dem Boot holten, das zwar abgebrannt, aber noch nicht gesunken war. Nach wie vor schaukelte es auf den nahen Uferwellen.

Natürlich wurden gewaltige Fragen aufgeworfen, und erst als ich mich zu erkennen gab, sah ich so etwas wie eine Entspannung in den Zügen des Einsatzleiters. Er hieß Temple. In seinem durch Asche grau gewordenem Gesicht schimmerten hellwache Augen. »Von Ihnen habe ich gehört, Mr. Sinclair, aber wenn ich ehrlich sein soll, kann ich an diesem Brand nichts Geisterhaftes oder Dämonisches feststellen.«

»Das sieht auf den ersten Blick auch so aus.«

»Und auf den zweiten?«

»Wollen Sie eine konkrete Antwort?«

»Ich bitte darum.«

»Es gibt keine, Mr. Temple.« Bevor er protestieren konnte, sprach ich weiter. »Der Grund ist ganz einfach, mein russischer Kollege und ich stehen erst am Beginn der Ermittlungen, und dieser Brand war als Selbstmord gedacht.«

Er lachte, obwohl es nichts zu lachen gab. »Moment mal, nicht so schnell. Sie sprechen hier von einem russischen Kollegen.«

»Ja, Wladimir Golenkow.«

»Dann hat dieser Fall internationale Ausmaße angenommen?«

»Kann man so sagen.«

»Gut, akzeptiert, aber dieser Selbstmord der sechs Männer stößt mir schon sauer auf.«

»Was ich verstehen kann. Nur soviel. Es sind zwei Öllampen umgekippt und zerschmettert worden. Das Öl hat sich entzündet und das Schiff in Brand gesteckt, das ist es gewesen.«

»Sie waren dabei?«

»Ich denke, das sieht man uns an.«

»Richtig, Mr. Sinclair. Mich macht nur eines stutzig. Wieso haben Sie beide es geschafft, dieser Feuerhölle zu entkommen und die anderen sechs Männer nicht?«

Mit dieser Frage hatte ich gerechnet. Was sollte ich Temple darauf antworten? Er lauerte darauf, wollte schon ansetzen, als ich ihm zuvorkam. »Gehen Sie davon aus, Mr. Temple, daß diese sechs Personen den Tod wollten.«

»Es fällt mir schwer, dies zu glauben.«

»Sie wollten den Tod, sie waren keine, ich drücke es vorsichtig aus, normalen Menschen.«

Temple atmete nicht, er schnaufte. Dann war er bereit, eine Antwort zu geben. »Wenn ich nicht wüßte, Mr. Sinclair, wer Sie sind und wer hinter Ihnen steht, würde ich Sie hier auf der Stelle festnehmen lassen. So aber akzeptiere ich Ihre Aussage, obwohl wir uns darüber noch unterhalten müssen, denn sechs Leichen bleiben sechs Leichen.«

»Es waren Personen, die keinen anderen Ausweg mehr sahen. Glauben Sie mir, Mr. Temple, wir werden die Spur verfolgen, und wir werden auch denjenigen Stellen, der den Tod dieser Leute tatsächlich

zu verantworten hat. Noch eines. Diese Personen waren allesamt Russen. Mir ist nicht bekannt, ob sie sich legal oder illegal im Land aufhielten, aber dieser Fall hat russische Dimensionen angenommen und natürlich auch dämonische, damit Sie zufrieden sind.«

»Danke, das reicht.«

Temple war leicht angesäuert. Ich konnte ihn verstehen, aber nichts daran ändern. Für uns war es jetzt wichtig, diesen Romanow zu stellen oder zumindest eine Spur von ihm zu finden. Alles andere würde sich dann ergeben.

»Können wir fahren?« fragte Wladimir. Selbst ihm war kalt. Er hatte beide Hände in die Außentaschen seiner Jacke gestemmt und freute sich über das warme Innenfutter.

»Sicher.«

»Und wohin? Die Spur ist erloschen, sie war erst gar nicht da, will ich mal sagen.«

»Ich würde am liebsten ins Büro fahren.«

Der Russe schüttelte den Kopf. »Ich aber nicht. Schau uns mal an, wie wir aussehen. Da wäre es am besten, wir steuern mein Hotel an, wo wir uns beide duschen können. Mit einem Aschefilm im Gesicht möchte ich nicht den restlichen Tag umherlaufen.«

Widerspruch erntete er von mir nicht. Auch ich hatte keine Lust, wie im Karneval durch die Gegend zu streunen. Unsere Kleidung war nicht verbrannt worden, und der Rauchgeruch würde sich bestimmt sehr bald verflüchtigen.

Wir stiegen in den Rover und schwiegen beide. »Woran denkst du?« fragte ich Wladimir.

»An nichts Gutes, John. Meine Mutter, eine gottesfürchtige Frau, hat mir einmal gesagt, daß loderndes Feuer ein sehr böses Omen ist.«

»Kann sein.«

»Du wirst lachen, aber mittlerweile glaube ich daran. Nur hat das Omen in diesem Fall einen Namen - Romanow…«

***

Glenda Perkins hatte sich umgezogen und stand vor dem Spiegel. Sie musterte sich mit den kritischen Blicken einer Frau, die eigentlich nie so richtig zufrieden ist, obwohl ihr die Kleidung, die sie trug, sehr gut stand, weil sie einfach zu ihrem Typ paßte. Glenda konnte allein wegen ihrer dunklen Haare fast alles tragen, da macht sie nichts zu blaß oder unauffällig.

Sie hatte sich für eine dunkle, schmal geschnittene Hose entschieden und für eine schlichte, weiße Bluse. Darüber trug sie eine tailliert geschnittene Jacke aus grünem Samt, die sie an der Vorderseite zuknöpfen konnte.

Sie ließ sie offen, fuhr noch einmal über ihre in die Stirn

hineinhängende Locke hinweg, drehte sich um und griff nach dem mit Kunstfell gefütterten Ledermantel.

Sie wollte ihn gerade überstreifen, als das Telefon tutete. Rangehen oder nicht?

Sie entschied sich dafür, weil sie auch damit rechnete, daß Mandy noch etwas von ihr wollte. Kaum hatte sich Glenda gemeldet, als sie ein helles Lachen hörte.

»Weißt du, wer hier spricht?«

Glenda konnte es sich denken, sie verneinte trotzdem.

»Ich bin Della Streep.«

»Aha. Das ist eine Überraschung. Sehen wir uns heute abend, Della?«

»Das will ich doch hoffen.«

»Schön, wie geht es dir denn so?«

Dellas Stimme veränderte sich. Sie wurde schärfer. »Rede nicht so einen Unsinn, Glenda. Ich will nur fair sein. Du warst es damals auch. Deshalb möchte ich dich einfach nur warnen, meine Liebe.«

»O - wovor?«

»Vor dir selbst. Tu dir das nicht an.«

Glenda lachte in den Hörer. »Was meinst du damit? Was soll ich mir nicht antun.«

»Mandy.«

»Wieso?«

»Schon gut, aber denk an meine Worte. Wäre doch schade, wenn du ein neues Gesicht bekämst.«

Nach diesen Worten legte sie auf, und auch Glenda ließ den Hörer sinken. Sie schaute ihn sehr lange an und hatte dabei die Stirn gerunzelt. Diese Warnung war nicht grundlos ausgesprochen worden, und sie hatte durch den Anruf gleichzeitig den Beweis erhalten, daß hinter den Vorgängen tatsächlich ihre ehemalige Schulkollegin Della Streep steckte.

Sie nickte gegen die Wand. »Okay, Della, wenn du es nicht anders willst, ich will es auch nicht.«

Wobei ihr noch immer nicht klar war, wie Della erfahren hatte, daß es zwischen Mandy und Glenda eine Verbindung gab. »Ich nehme den Kampf auf und hoffe, daß du es auch tust…«

Dann ging sie.

***

Romanow betrat die Hotelhalle, blieb für einen Moment stehen und schaute sich um, wobei ein Lächeln um seine Lippen zuckte. Er hielt den braunen Lederkoffer noch angehoben, und was er zu sehen bekam, gefiel ihm. Die Einrichtung der Halle erinnerte ihn auch an die einer Datscha in seinem Heimatland. Er kannte einige Leute, die ihre Landhäuser ähnlich rustikal ausstaffiert hatten, wenn auch nicht so

perfekt wie in diesem Hotel.

Da glänzten die braunen Balken unter der Decke, da schimmerte der Boden in einem hellen Beige, und die Steinfliesen gaben auch das Licht der wenigen Lampen zurück, die in die Holzbalken integriert waren und ihren Schein nach unten warfen.

Schwere Ledermöbel als Sitzgarnituren, eine Rezeption, die aus dickem Eichenholz bestand wie auch die Einschalungen der rauchfarbenen Glastüren.

Hinter der Rezeption stand ein junges Mädchen, das dem Gast lächelnd entgegenschaute.

Romanow ließ sich Zeit auf seinem Weg dorthin. Nichts an ihm erinnerte an einen gefährlichen Menschen. Er gab sich locker und wirkte wie ein Urlauber in bester Stimmung. Der grüne Ledermantel stand offen, darunter trug er eine Jacke und eine dunkle Cordhose.

»Guten Tag, Sir, Sie sind angemeldet?«

Er schaute dem Mädchen ins Gesicht, das unter dem Blick seiner dunklen Augen erschrak. »Ja, mein Name ist Romanow. Wenn ich recht informiert bin, wurde für mich eine der Landhaus-Suiten reserviert.«

»Das stimmt in der Tat.« Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Herzlich willkommen, Mr. Romanow.«

»Danke, sehr freundlich.« Er strich über sein graues Haar und schenkte dem Mädchen ein Lächeln.

»Ich hörte, daß hier heute ein Klassentreffen stattfinden soll. Stimmt das?«

»In der Tat.«

»Sind die Damen schon da?«

»Nein, Sir, die werden erst später eintreffen.«

»Ah so, natürlich.« Er trug sich ein und war kaum fertig damit, als ein dunkelhaariger Mann erschien, der eine grüne Schürze umgebunden hatte. Er wollte sich um die Koffer des Gastes kümmern.

»Ihre Suite liegt in der ersten Etage, Mr. Romanow. Sie werden selbst im Winter einen schönen Blick haben.«

»Danke, das hatte ich erwartet.«

Er und der Kofferträger nahmen den Lift. Der Mann schloß auch die dunkle Eichentür der Suite auf, schleppte den schweren Koffer hinein und stellte ihn ab. Als er sein Trinkgeld bekommen hatte, drehte er sich um und ging davon.

Romanow schloß von innen ab. Er wollte nicht gestört werden und seine Ruhe haben. Ein Flur, ein großes Bad, ein Wohn- und ein Schlafraum gehörten zu der Suite. Im Wohnraum befand sich ein sehr breites und hohes Fenster, dessen Durchsicht den Gast störte. Deshalb schloß er auch die Vorhänge und schaltete das Licht ein.

Das Bett stand günstig.

Romanow öffnete seinen Koffer. Unter der Kleidung verborgen lagen genau die Dinge, die er benötigte. Zuerst zückte er das Tuch mit dem roten Pentagramm darauf. Er befestigte es über dem Kopfende des Betts an der Wand, denn er wußte genau, daß noch im Laufe des Abends gewisse Frauen auf dieser Liegestatt ihren Platz finden würden. So sah sein Plan aus, aber - und das mußte er auch zugeben - er fühlte sich nicht mehr so siegessicher wie noch vor einigen Tagen.

Es war einiges schiefgegangen.

So hatte ihn noch Della Streep erreicht und ihr von einer Person namens Glenda Perkins berichtet, die sich intensiv um Mandy Rice kümmerte. Della war dies bei der Beobachtung des Hauses aufgefallen, in dem Mandy wohnte.

Romanow hatte sich den Namen Glenda Perkins gemerkt, und er wollte sie aus all diesen Blumen herauspflücken, die am Abend noch im Hotel eintrafen.

Sie würde als erste auf dem Bett liegen und den Trank in sich aufnehmen, aber ihr Gesicht würde nicht mehr das gleiche sein wie zuvor. Es kam auf die Dosis an, denn sie erlaubte es auch, ein Gesicht zu zerstören und zu einer blutigen Masse werden zu lassen.

Dann hatte er noch einmal Pech gehabt.

Seine sechs Vertrauten waren verbrannt.

Er war natürlich nicht selbst dabeigewesen, hatte es aber aus der Ferne gesehen. Sein Glas war stark genug gewesen, und ihm waren auch die beiden Männer mit den rauchgeschwärzten Gesichtern aufgefallen. Einen davon kannte er.

Wladimir Golenkow!

Die Flamme des Hasses war in ihm hochgepeitscht, denn keinen auf der Welt haßte Romanow so sehr wie diesen Landsmann. Er wußte, daß ihm Golenkow auf den Fersen war, in Rußland war ihm Romanow entwischt, und hier in der Fremde würde er ihn töten, nachdem er ihn gefoltert hatte. Als er an Golenkow dachte, verzog sich sein Gesicht in ihrer Wut, und die Augen fingen an zu funkeln.

Er packte weiter aus.

Instrumente.

Messer und ähnliche Dinge.

Lächelnd legte er sie bereit. Danach öffnete er die Vorhänge wieder und schaute hinaus. Er genoß den Ausblick bis hinunter zum Fluß, der sich in einer Schleife durch die flache Landschaft zog. Die Bäume waren noch nicht grün, sie wirkten kalt wie eingeölte, dünne Arme, als hätten Tote sich gegen den bleigrauen Himmel gereckt.

Tote ist gut, dachte er. Denn Tote würde es bald hier im Hotel mehr als genug geben…

***

»Sind wir die ersten?« fragte Mandy Rice, als Glenda den Wagen stoppte.
»Sieht so aus.«
Der kleine Parkplatz vor dem Hotel war so gut wie leer. Er wurde von einer Hecke umrahmt. Jenseits dieser natürlichen Grenze sahen die Frauen beim Aussteigen ein großes, weißes, flaches Auge.
Ein Teich, der zugefroren war.
Der Wind hatte sich abgeschwächt. Es war nicht mehr ganz so kalt. Dennoch zerrte Glenda den Mantel unter dem Kinn zusammen und schaute sich um.
Es gefiel ihr. Es war einsam, es war so richtig gemütlich. Eine Feier konnte hier starten, ohne daß die Feiernden befürchten mußten, irgendwen zu stören.
Wenn nur die Bedrohung nicht gewesen wäre…
Glenda suchte nach irgendwelchen Hinweisen. Ein Gesicht hinter einem Fenster des niedrigen Hotels, dessen Dachziegel rot schimmerten und ebenfalls eine Eisschicht bekommen hatten.
Niemand kontrollierte sie. Es stand auch kein Fremder auf einem der kleinen Holzbalkone. Jedes Zimmer hatte einen solchen Balkon, ein Fleck zum Luftschnappen.
Mandy kam zu ihr. Sie hatte ein Tuch um ihren Kopf geschlungen und eine Brille mit dunklen Gläsern aufgesetzt, als schäme sie sich, mit dem anderen Gesicht in die Öffentlichkeit zu treten. »Sollen wir auspacken?«
»Gleich.« Glenda nickte. »Es ist ein tolles Hotel, eine gute Lage. Das habt ihr gut ausgesucht.«
»Na ja.«
»Nicht?«
»Ich denke immer nur an Della.«
»Sie wird kommen, keine Sorge.«
»Meinst du nicht, daß sie schon hier ist?«
Glenda holte die beiden Koffer hervor. »Das werden wir gleich wissen, wenn wir uns anmelden.«
»Ja«, stöhnte Mandy, »das denke ich auch.«
Sie betraten das Hotel und fühlten sich beide in dieser rustikalen Gemütlichkeit irgendwie geborgen.
Sie mochten die Holzbalken unter der Decke, auch das dunkle Glas der Türen und die schweren Sitzgruppen. Die Rezeption war von einer jungen Frau besetzt, die sich von ihrem Stuhl erhob, als die beiden Frauen das Hotel betraten. Freundlich lächelte sie ihnen zu.
»Aha, die ersten Damen sind da.«
Glenda erwiderte das Lächeln, während sich Mandy mehr im Hintergrund hielt. »Sind wir tatsächlich die ersten?«
»Sicher.«

»Dabei hatten wir angenommen, daß schon jemand vor uns eingetroffen ist, nicht wahr, Mandy?«

»Ja, das hatten wir.« Mandy nahm die Brille ab. Sie ärgerte sich, daß sie einen roten Kopf bekommen hatte. Die Frau vor ihr mußte doch die Häßlichkeit sehen und einen Kommentar abgeben, aber sie sagte nichts und blieb weiterhin freundlich.

»Doch, jemand ist gekommen, aber dieser Gast wird als Mann mit Ihrem Frauenclub wohl nichts zu tun haben. Ich denke mir, daß Sie auch heute unter sich bleiben wollen.«

»Stimmt.«

Einzutragen brauchten sie sich nicht, das war schon zuvor von der ehemaligen Klassensprecherin erledigt worden. Jemand kam, nahm ihre Koffer und wollte sie zu den Zimmern führen.

»Eine Sache wäre da noch«, sagte Glenda zu der Hotelangestellten lächelnd.

»Bitte.«

»Wäre es möglich, daß wir zwei Zimmer bekommen, die nebeneinander liegen?«

»Einzelzimmer demnach?«

»Ja.«

»Es gibt zwar wenige, aber Sie haben Glück, da Sie wirklich die ersten sind.« Glenda stieß Mandy an, die einen ziemlich lethargischen Eindruck gemacht hatte. »Was ist? Entscheide dich. Einzel oder doppel.«

»Wohin tendierst du denn?«

»Es spielt bei mir keine Rolle.«

»Mir wäre ein Doppelzimmer trotzdem lieber.«

»Okay, einverstanden.« Glenda lächelte, als sie sah, wie erlöst Mandy wirkte.

Sie bekamen das Zimmer mit der Nummer 8. Der Kofferträger ging vor und ließ die beiden Frauen in den Lift gehen. Kaum hatten sich die Türen geschlossen, als Glenda den Mann ansprach.

»Sagen Sie, wer ist denn vor uns gekommen?«

»Ein Gast.«

»Ha, das dachte ich mir.« Sie holte einen Schein hervor, der angeschielt wurde. Der Lift hielt, der Kofferträger stieg aus und wandte sich nach links.

»Es war ein Mann.«

»Stammgast?«

»Nein. Er wohnt zum erstenmal hier.«

»Wissen Sie, uns wollte ein Bekannter besuchen. Sie kennen nicht zufällig den Namen des Mannes?«

»Doch.« Der Träger grinste breit. »Ganz zufällig habe ich nachschauen können.«

»Das ist toll.«
Vor der Zimmertür blieb sie stehen. Die Schürze hatte vorn einen breiten Taschenschlitz. In ihn schob Glenda den Schein.
Bevor der Mann ihnen die Tür öffnete, bekamen sie Antwort. »Er heißt Romanow, das habe ich gelesen.«
Glenda blickte Mandy an. Die hob die Schultern. Demnach war ihr der Name unbekannt, und auch Glenda konnte mit ihm nichts anfangen.
»Der wohnt jetzt auch hier.«
Im Zimmer stellte der Träger die beiden Koffer auf einer breiten Konsole ab. »Ja, nicht einmal weit von Ihnen weg. Er hat eine Suite gemietet. Sie grenzt an ihr Zimmer. Man hat Ihnen das größte Doppelzimmer gegeben. Es war früher die Junior-Suite.«
»Ah, deshalb.« Glenda hatte sich schon über die Ausmaße gewundert und auch über die Breite des Flurs und über das geräumige Bad, in das sie einen Blick geworfen hatte.
»Noch etwas, die Ladies?«
»Nein, danke, es ist okay.«
Der Kofferträger verbeugte sich und zog sich dann zurück. Als er die Tür von außen geschlossen hatte, drehte sich Glenda der auf dem Bett sitzenden Mandy Rice zu. »Dir sagt der Name nichts?«
Mandy nahm die Sonnenbrille ab. »Nein, ich habe ihn wirklich noch nie gehört.«
»Er wohnt nebenan.« Glenda krauste die Stirn. »Romanow - das ist schon ein außergewöhnlicher Name. Hört sich russisch an und klingt nach altem Adel. Es gab ja das Geschlecht der Romanows. Aus ihm sind sogar Zaren hervorgegangen, wenn ich mich nicht irre.«
Mandy war aufgestanden und hatte den Mantel ausgezogen. Sie hängte ihn auf. »Hat das was mit uns zu tun?«
»Ich weiß nicht.«
»Hast du denn einen Verdacht?«
»Nein. Höchstens ein Gefühl. Ansehen möchte ich mir den Knaben schon.«
»Warum?«
»Das ist eine gute Frage, Mandy. Irgendwie kann ich mir einfach nicht vorstellen, daß Della Streep als Einzelperson hinter diesen Vorfällen steckt. Das will mir einfach nicht in den Kopf. Gut, ich habe sie lange nicht gesehen, sie kann sich entwickelt haben, doch daß sie als treibende Kraft fungiert, daran müßte ich mich erst gewöhnen. Ich gehe mal davon aus, daß sie einen Helfer hat.«
»Das ist mir neu.«
»Mir auch, aber ich habe in meinem Job Erfahrungen sammeln können.« Glenda lächelte. »Ich will dir trotzdem nicht Angst machen, Mandy. Lassen wir mal alles auf uns zukommen.«

»Das denke ich auch. Mußt du das Bad in den nächsten fünf Minuten benutzen?«

»Nein.«

»Dann kann ich mich frisch machen.«

»Sicher.«

Mandy Rice verschwand und ließ Glenda allein zurück, die nachdenklich durch das große Zimmer wanderte und immer wieder über den Namen Romanow nachdachte. Sie wußte selbst nicht, was sie daran so störte. Sie war eigentlich keine Frau, die gewisse Vorurteile aufbaute, nur weil jemand nicht Miller oder Smith hieß, aber Romanow, das hörte sich schon seltsam und geheimnisvoll an.

Als sie gegen ihren Handrücken schaute, sah sie die zweite Haut darauf. Du bist dumm, dachte sie, schüttelte den Kopf und öffnete die schmale Balkontür.

Ihr Zimmer lag an der Rückseite des Hotels. Vom Balkon aus konnte sie recht weit in die Landschaft hineinschauen, und sie sah auch das Wasser der Themse, die sich in einem Bogen durch ihr Flußbett wälzte. Der Himmel war grau, die Sonne hatte sich zurückgezogen, der Tag hatte einiges von seiner Klarheit verloren. Leichter Dunst schwebte wie Wattebällchen durch die Luft. Es war kalt. Der Frost hatte die kahlen Bäume angemalt und auch eine Schicht auf dem Holzgeländer des Balkons hinterlassen.

Glenda stand vor dem Geländer und blickte nach links. Dort lag die Suite, die dieser Romanow gemietet hatte, und sie wurde nicht von einem Balkon begrenzt, sondern von einer Terrasse.

Von ihrem Standort aus war die Terrasse nicht so gut zu übersehen, denn hochwachsende Topfpflanzen, die auch im Winter ihre Blätter nicht verloren hatten, erschwerten die Sicht.

Bewegte sich dahinter jemand?

Glenda hielt den Atem an.

Übergangslos hatte sich die Lage für sie verschärft. Sie spürte den leichten Druck im Magen, etwas krabbelte über ihren Rücken hinweg, ohne überhaupt vorhanden zu sein, aber sie trat nicht zurück, sondern blieb dort stehen, wo sich Terrasse und Balkon beinahe berührten. Die Wand aus Pflanzen war nur an bestimmten Stellen durchsichtig, und Glenda hielt nach einer dieser Lücken Ausschau.

Es gab da eine.

Dahinter bewegte sich etwas.

Es war nicht der Wind, der die Blätter dieser winterlichen Pflanze hatte zittern lassen. Das stellte Glenda wenige Augenblicke später fest, denn urplötzlich breitete sich die Lücke, sie sah eine Hand, die eine Faust bildete und einen Moment später traf sie der Hieb.

Brutal und hart.

Für Glenda, die darauf nicht vorbereitet gewesen war, erloschen alle

Lichter…

***

Sie kam wieder zu sich und wußte nicht, wo sie sich befand. Kurz nach dem Erwachen überfiel sie Panik. Ihr Herz schlug schneller, gleichzeitig drückte ein eisiges Gefühl ihren Magen zusammen. Es war eng wie in einem Sarg. Möglicherweise hatte auch dieser Vergleich für den panikartigen Zustand bei Glenda gesorgt, aber die Finsternis blieb nicht.

Glenda lag nicht in einem Sarg, sondern auf der Matratze eines Betts. Sie konnte ihre Hände nicht bewegen, denn jemand hatte sie ihr gefesselt, die Füße ebenfalls.

Das nahm sie relativ schnell zur Kenntnis, und es ließ auch einen Teil ihrer Angst weichen, wobei sie sich wieder auf bestimmte Dinge konzentrieren konnte, die sie unmittelbar angingen.

Es war der Schmerz in ihrem Kopf.

Am Kinn hatte sie der Hieb getroffen und sie buchstäblich auf die Bretter geschickt. Und genau dieses Kinn kam ihr vor, als wäre es auf das Dreifache gewachsen, hinzu addierten sich die Stiche und Kopfschmerzen, wobei ihr Gesicht ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde, denn das innere Brennen war an allen Stellen zu spüren.

Sie hielt den Mund offen. Das leise Stöhnen drang während des Atems über ihre Lippen, und der Speichel im Mund war zu einem zähen Kleister geworden.

Glendas Umgebung war nicht dunkel, sondern nur düster. Graue Schatten verteilten sich im Raum, was daran lag, daß Vorhänge vor den Fenstern hingen.

Und innerhalb dieses trostlosen Halbdunkels hörte sie die schleichenden Schritte einer Person.

Glenda war nicht so angeschlagen, als daß sie sich nicht mehr erinnert hätte. Sie wußte sehr genau, wer sie überfallen hatte, und auch der Name war in ihrem Gedächtnis haften geblieben.

Romanow!

Der russische Adel, wie auch immer.

Genau dieser Romanow hatte ihr Bett erreicht und beugte sich nun über sie. Sein Gesicht erschien über dem ihren. Glenda schaute direkt hinein, sah das Fremde in den Zügen, das sie abstieß. Zum erstenmal überhaupt sah sie diesen Menschen, und sie fürchtete sich vor ihm. Es waren vor allen Dingen die so seltsam weit geöffneten, deshalb starr wirkenden Augen, die sie störten. Helle Augen in denen der Wahnsinn leuchtete, gleichzeitig auch der Wille, sich nicht von bestimmten Dingen abhalten zu lassen.

Glenda fror plötzlich, denn die drohenden Blicke bedeuteten nichts

Gutes. Der Mund stand offen.
Die Nase war lang und fleischig, und das graue Haar auf dem Kopf wirkte strähnig.
Um die Lippen des Mannes herum zuckte es. Dann verzog sich der Mund zu einem bösen Grinsen, bevor die ersten, geflüsterten Worte Glenda erreichten.
»Willkommen bei mir…«
Der Anblick des Fremden hatte Glenda die Schmerzen teilweise vergessen lassen. »Sind Sie Romanow?«
»Ja, der bin ich. Woher kennst du mich?«
»Nur so.«
Er lächelte weiter. »Hast du gedacht, daß du deine Freundin beschützen kannst?«
»Welche Freundin?«
»Mandy Rice.«
»Ich bin mit ihr zusammen gekommen.«
Romanow nickte. »Das weiß ich. Ich habe euch beobachten können. Ihr beide wolltet die Welt aus den Angeln heben. Della Streep erzählte mir schon von dir, denn sie hat dich beobachtet, als du zu Mandy gegangen bist. Wie dem auch sei, du bist dir schlau vorgekommen, aber du bist nicht besser als ich, deshalb werde ich auch an dir meine Experimente vornehmen.«
Glenda wußte genau, was er damit gemeint hatte, nur stellte sie sich ihm gegenüber dumm. »Was sind das für Dinge? Wie kommen Sie überhaupt dazu, mich hier gefesselt auf ihr Bett zu legen? Wissen Sie, was das ist? Freiheitsberaubung. Lassen Sie mich sofort frei und…«
Er legte ihr einen Finger auf die Lippen, und Glenda verstummte. Sie ekelte sich vor dieser Berührung, denn auf ihren Lippen lag ein kaltes Stück Fleisch.
Erst nach einer Weile hob Romanow die Hand wieder an, die Drohung aber blieb in seinen Augen zurück. »Du bist die erste, aber nicht die letzte, Glenda. Meine kleine Freundin Della wird sich freuen, wenn sie dich und auch die andere hier liegen sieht. An der Wand hängt mein Zeichen, ein Fünfeck, ein Pentagramm, blutrot gezeichnet, vom Blut eines besonderen Mannes.«
Glenda schaffte es nicht ganz, das Zeichen zu sehen. Mehr als ein Schatten bekam sie nicht mit.
»Was ist mit dem Blut?« fragte sie. »Warum spielt das Blut eine so große Rolle?«
»Weil es ein Erbe ist.«
»Wessen Erbe?«
»Ich werde es dir später erklären, wenn ich damit anfange, dir ein neues Gesicht zu geben.« Er lachte Glenda scharf an und nickte ihr zu. Dann drehte er sich um und ging zu seinem Koffer. Er wühlte darin

herum und kam mit einem Tuch zurück. »Auf keinen Fall möchte ich, daß du anfängst zu schreien, meine Liebe. Deshalb werde ich dich knebeln müssen.«

Glenda konnte sich nicht wehren. Sie wollte es auch nicht, denn sie brauchte ihre Kräfte noch.

Romanow war geschickt. Er drückte ihr den Knebel zwischen die Zähne und knotete die beiden Hälften am Hinterkopf wieder zusammen.

Dann erst war er zufrieden und verließ das Zimmer. »Eine fehlt mir noch«, sagte er und lachte leise.

***

Mandy Rice war länger im Bad geblieben, als sie eigentlich vorgehabt hatte. Sie hatte auch einige Male in den Spiegel geschaut, sich auf ihr Gesicht konzentriert und sich immer wieder geschüttelt, wenn sie diese häßliche Zeichnung sah.

Ja, das Gesicht kam ihr vor wie eine Zeichnung, die über ihr eigentliches Gesicht gemalt worden war. Doch eine Zeichnung konnte ausradiert werden, sie schaffte es nicht. Auch wenn sie rieb und die Haut drückte, das Fremde blieb.

Hinzu kam, daß es ihr nicht möglich war, eine Erklärung zu finden. Dieses Phänomen war einfach schrecklich, und sie mußte mittlerweile auch den Begriff Magie akzeptieren.

Nie hatte sie darüber nachgedacht. Deshalb war für sie die Konfrontation mit diesem Gebiet um so schlimmer.

Sie wusch sich.

Das Gesicht blieb.

Sie trocknete sich ab und schaute danach nicht mehr in den Spiegel. Ihre Gedanken drehten sich jetzt um das Klassentreffen, und sie fragte sich, wie sie wohl reagieren würde, wenn man sie mit den Namen Della Streep ansprach.

Vor dem ersten Kontakt fürchtete sie sich. Wäre sie allein gewesen, Himmel, sie wäre geflohen und keine Sekunde länger in diesem Hotel geblieben. Glendas Gegenwart aber hatte ihr Mut gemacht, sie würde an ihrer Seite bleiben, sie war so etwas wie eine Beschützerin, und auf die konnte sich Mandy verlassen.

Sie verließ das Bad.

Leise zog sie die Tür hinter sich zu. Sie wollte Glendas Namen rufen, als ihr etwas auffiel.

Im Zimmer war es still.

Zu still, eigentlich. Eine Stille, die ihr gar nicht gefiel. Es gab sie in der unterschiedlichsten Art, diese aber gehörte zu einer Stille, die so seltsam war, als wäre niemand mehr im Raum.

Nur noch Mandy…

Ihr Herzschlag war genau zu hören. Mit vorsichtigen Schritten ließ sie den Flur hinter sich. Ihr Blick war jetzt frei, sie schaute über die Möbel hinweg, aber es war kein Mensch zu sehen. Glenda Perkins hatte das Zimmer verlassen.

Warum?

Es gab keinen Grund. Und warum hatte sie ihr dann nicht Bescheid gegeben?

Mandy hatte feuchte Hände bekommen. Als sie bis fast an das Bett herangetreten war, da spürte sie den kühlen Strom der über ihr Gesicht streifte.

Woher kam die Kälte?

Ein Blick nach vorn brachte ihr die Lösung. Die Tür zum kleinen Balkon stand offen, und so etwas wie Erleichterung durchflutete die Frau. Klar, Glenda war auf den Balkon gegangen und hatte frische Luft geschnappt. Da ein Vorhang einen Teil der Tür verbarg, war sie auch nicht sofort zu sehen gewesen.

Mandy Rice ging auf den Balkon zu, blieb jedoch auf halbem Wege stehen.

Das nicht ohne Grund.

Ihr Blick war dorthin gefallen, wo der Vorhang dicht über dem Boden endete. Plötzlich kam sie sich vor wie in einem Film, denn ähnliche Szenen waren ihr bekannt.

Da entdeckte die Heldin plötzlich zwei Schuhe, die unter dem Vorhang hervorschauten.

So war es auch hier.

Zwei Schuhe.

Nicht die einer Frau!

Mandy Rice vereiste. Ihr war so schrecklich kalt. Das mußte an der Angst liegen und zugleich an dem Wissen, hier in eine Falle gelaufen zu sein. Daran hatte auch Glenda Perkins nichts ändern können. Sie war überwältigt worden, sie hatte den Weg freimachen müssen. Und zwar für eine Person, die ihnen nicht wohlgesonnen war.

Für Della?

Hatte sie etwa die Falle aufgebaut?

Der Vorhang bewegte sich. Durch diese Bewegung wurde Mandy auch aus ihren Gedanken und Überlegungen gerissen. Sie konnte nicht mal schreien, nur starren, denn sie sah sich einer Person gegenüber, die keine Ähnlichkeit mit Della Streep hatte.

Es war ein Mann.

Eine düstere Erscheinung, mit der Mandy nicht zurechtkam. Eine Mischung zwischen Mönch und Killer. Sie wunderte sich selbst über diesen Vergleich, und als sie das Lächeln auf den Lippen dieser Person entdeckte, da war ihr klar, daß sie in der Falle steckte.

Mandy wollte trotzdem schreien.

Kalte Glasaugen starrten sie an. Der Mann hob eine Hand und legte seinen Finger gegen die Lippen.

Diese Bewegung und auch seine Blicke sorgten dafür, daß Mandy der Schrei im Hals steckenblieb.

Er hatte Macht über sie, und dieses Wissen veranlaßte den Mann zu lächeln. Er ging auf sie zu.

Schon längst sah sich Mandy in die Rolle des wehrlosen Opfers gedrängt. Sie hob nicht mal die Hand zur Abwehr, als der Fremde vor ihr stehenblieb und anschaute.

»Du bist Mandy, nicht?«

Sie nickte.

»Ich habe dich gesucht, Mandy, und ich freue mich, daß ich dich gefunden habe.«

Mandy Rice kam sich noch immer vor, als wäre es nicht sie, die diese Dinge erlebte. Sie stand neben sich, sie war eine Projektion, aber nicht die Wirklichkeit.

Oder doch?

War nicht alles anders geworden mit dem Erscheinen dieser fremden Gestalt, die eine seltsame Macht ausstrahlte, der sich auch Mandy nicht entziehen konnte? Es fiel ihr deshalb schwer, eine Frage zu formulieren und sie auch zu stellen. »Wer… wer sind Sie denn? Was suchen Sie in unserem Zimmer?«

»Ich will dich.«

»Nein, das ist…«

»Ich bin Romanow. Ganz einfach zu merken - Romanow. Deine Freundin habe ich mir schon geholt, jetzt bist du an der Reihe, Mandy.« Er lachte. »Ich sehe dein Gesicht, und ich kenne jemand, der dir zum Verwechseln ähnlich sieht. Als die Person mich verließ, da hatte sie ein anderes Gesicht, nämlich deines. Du aber läufst mit dem Gesicht der Besucherin herum…«

Er schlug zu.

Blitzschnell und gezielt.

Seine Worte hatten Mandy Rice abgelenkt, deshalb war sie auch von dem Schlag überrascht worden. Etwas krachte gegen ihr Kinn, dann versank die Welt in Schwärze.

Romanow nickte zufrieden.

***

Wladimir Golenkow und ich waren uns vorgekommen, als hätte uns jemand den Boden unter den Füßen weggezogen, nachdem Freund Suko alles ausgepackt hatte.

Wir wußten nun, daß Glenda in eine Sache hineingeraten war, die für uns nicht so fremd war, denn alle Spuren wiesen auf die Person des Russen Romanow hin.

Besonders Wladimir war wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte sich einfach setzen müssen. Ich aber hörte zu, und ich war froh, daß Glenda Suko eingeweiht hatte.

»Wir müssen sofort los. Dieses Klassentreffen findet in einem Landhaus-Hotel statt. Es liegt zwischen London und Windsor, nicht weit von der Themse entfernt. Ich habe die Anschrift, und wir werden Glenda finden.«

»Dann nichts wie weg!«

Auch Golenkow erhob sich. Zu dritt verließen wir das Büro, und ich war froh, zwei Helfer an meiner Seite zu haben. Zu was dieser Romanow letztendlich fähig war, hatten wir auf dem Schiff erlebt.

Wer immer unter seine Kontrolle geriet, war nicht mehr so, wie er sich selbst kannte.

Unterwegs hatte ich den Rover aufgetankt. Ich fuhr selbst, Suko nahm neben mir Platz, und Wladimir verkroch sich in den Fond, wo er hockte und sich noch immer nicht beruhigen konnte, denn er sprach permanent mit sich selbst. Er murmelte Worte, die wir beide nicht verstanden, er mußte mit sich selbst ins reine kommen, und ich hoffte, daß er es auch geschafft hatte, wenn wir das Ziel erreichten.

Über London breitete sich allmählich die Dämmerung aus. Der Tag war vergangen, der frühe Abend näherte sich. Im Westen zeigte der Himmel einen roten Schein, dort versank der glühende Ball, und gerade dieses Rot hinter den dunkelgrauen Wänden zeigte uns an, daß der morgige Tag ebenfalls sonnig werden würde.

Wir hatten es eilig.

Deshalb fuhren wir mit der Sirene, und das bedeutete für mich, den Fahrer, höchste Konzentration.

Suko griff zum Telefonhörer. Vom Wagen aus rief er im Hotel an. Wir wollten wissen, ob die beiden Frauen schon eingetroffen waren. Es wurde abgehoben, Suko stellte seine Frage, und ich nahm aus den Augenwinkeln sein Nicken wahr.

Es sah also gut aus.

»Können Sie mich denn mit dem Zimmer der beiden Damen verbinden?« erkundigte er sich.

»Sie macht es, John.«

»Gut.« Ich konzentrierte mich auf die Fahrt. Zwar schaffte uns der Klang der Sirene Platz, aber wir konnten uns beileibe nicht wie auf einer Rennbahn fühlen. Dazu war der Verkehr einfach zu dicht.

Zum Glück waren in dieser Rush-hour nur verständnisvolle Verkehrsteilnehmer unterwegs.

»Es meldet sich niemand, John«

Die Worte hinterließen bei mir einen Stich.

»Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Was sagst du?«
»Scheiße…«

***

Della Streep hatte ihren Auftritt. Schon während der Fahrt im Taxi hatte sie darüber nachgedacht, wie sie sich bewegen konnte, würde und durfte. Sie mußte ja in die Rolle einer anderen Person schlüpfen, sie war jetzt Mandy Rice, sie hatte ihr Aussehen, und sie arbeitete offiziell als Modell.

Herrlich war es.

Dem Fahrer drückte sie ein großzügiges Taschengeld in die Hand, und der Mann trug ihr den Koffer bis vor die Eingangstür des Hotels. Auf dem Weg dorthin hatte Della einen Blick auf den Parkplatz geworfen. Das Licht einiger Laternen streute über die dort abgestellten Wagen, denn zahlreiche Frauen waren mit dem Auto gekommen.

Auch der Eingang lag im Licht. Strahler schickten ihre breiten Streifen dem hart gefrorenen Erdboden entgegen und ließen kleine Eiskrusten hell schimmern.

Den Koffer trug Della Streep selbst in die Halle, und sie genoß ihren Auftritt.

Es war wie im Theater. Wie in einer Operette oder Oper, wo eine Treppe als Bühnendekoration eine wichtige Rolle spielte. War die Halle vor einer Stunde noch leer und ruhig gewesen, so hatte sich dieses radikal verändert, denn in den weichen Polstern der Sessel und Sofas saßen die zahlreichen Frauen, die allesamt ihren Weg gefunden hatten. Beim ersten Hinsehen war ihre Zahl kaum zu schätzen.

Aber sie kannten sich, sie hatten sich wiedererkannt, sie redeten miteinander, sie hörten sich kaum zu, denn jede wollte die Neuigkeiten der anderen zuerst erzählen. Wie damals in der Schule hatten sich auch hier wieder dieselben Gruppen gebildet.

Della wurde gesehen. Sie hatte auch alles getan, daß man sie nicht übersah. So ging sie sehr langsam, und als der erste Ruf erklang, blieb sie stehen.

»Hi, Mandy!«

Genau die Ansprache hatte ihr gefehlt. Für sie war es *der* große Augenblick gewesen. Der alles entscheidende Test, und die Spannung, die trotz des Lächelns auf ihren Zügen lag, löste sich, als sie den fremden, jetzt ihren Namen, hörte.

»Grüß dich, Carol!«

Carol stand auf. Sie war eine schlanke Person mit rötlich gefärbten Haaren. Jede schaute ihr nach, wie sie auf Mandy zukam. »Mein Gott, haben wir uns lange nicht mehr gesehen!« Sie strahlte Della an, und die wußte, daß Mandy und Carol früher zusammen in einer Bank gesessen hatten. Carol umarmte sie. »Toll siehst du aus, echt toll. Viel

besser als in den Prospekten.«
Della lachte. »Hör auf, das sagst du doch nur.«
»Nein, du siehst wirklich super aus.«
»Na ja, man muß eben etwas tun, die Konkurrenz ist groß.«
Carol seufzte. »Wem sagst du das.« Sie strahlte Della noch immer an, dann aber zogen sich ihre Augenbrauen zusammen. »Etwas ist allerdings komisch.«
Della schaltete innerlich sofort auf Distanz. »Wie meinst du denn das?«
Sie erntete ein Lachen. »Nimm es mir nicht übel, meine Liebe, aber an dir hat sich schon etwas verändert.«
»Wir sind älter geworden.«
»Das ist es nicht.«
»Was dann?«
»Deine Stimme!«
Zwei Worte nur, die aber gesessen hatten. Della hatte Mühe, sich zusammenzureißen. Dennoch konnte sie nicht vermeiden, daß ihr das Blut in den Kopf stieg. »Wie kommst du darauf?«
»Ja, deine Stimme ist anders.«
»Ich muß eben viel auf Parties sein. In dieser Branche ist das so, Carol.« Sie war froh, daß ihr diese Ausrede eingefallen war, doch Carol gab sich damit nicht zufrieden.
»Nein, nein, das ist es nicht. Deine Stimme ist anders geworden, und trotzdem ist sie mir irgendwie bekannt.«
»Tatsächlich?«
Carol nickte. Danach leerte sie ihr Weinglas, das sie bisher verkrampft festgehalten hatte. »Richtig bekannt, und zwar wie soll ich es dir sagen? Du sprichst wie eine Mitschülerin von damals.«
»Nein!«
»Doch!«
»Und welche?«
Carol wollte nicht so recht mit der Antwort herausrücken, schließlich senkte sie ihre Stimme.
»Nimm es mir nicht übel, ich weiß ja, wie ihr zueinander gestanden habt, aber du redest wie Della Streep. Es ist ihre Stimme. Das meine ich.«
Della preßte die Lippen hart aufeinander. Genau das war der schwache Punkt gewesen. Ihr war zu spät eingefallen, daß sie die Stimme hätte verstellen müssen, und sie hatte gehofft, daß es nicht auffallen würde. Natürlich konnte sie nicht zugeben, daß Carol recht hatte, deshalb wiegelte sie auch ab. »Du irrst dich ganz einfach. Es ist auch schon lange her.«
»Hm.« Carol hob die Schultern. »Kann sein, daß ich mich geirrt habe. Ist auch egal.« Sie lachte wieder. »Weißt du, was ich dir noch sagen

wollte, Mandy?«
»Bis jetzt nicht.«
»Wir wohnen zusammen in einem Zimmer.« Sie umarmte Della. »Das ist doch wie früher, nicht? Erinnerst du dich noch an unsere Klassenfahrten? Da haben wir auch immer zusammengehockt. Ich finde es super.« Sie winkte ab. »Aber darüber reden wir später. Check erst mal ein…«
»Okay, mache ich.« Della Streep schritt wie eine Schlafwandlerin auf die Rezeption zu, und sie hoffte, daß es nicht auffiel. Es war schon in dieser kurzen Zeitspanne genug schiefgegangen, und jetzt konnte sie ihre Hoffnungen eigentlich nur auf Romanow setzen, denn er hatte ihr versprochen, daß er ebenfalls im Hotel sein würde.
An der Rezeption stand sie allein, füllte den Anmeldezettel aus und erkundigte sich wie nebenbei nach ihrem Freund Romanow.
»Ja, Mrs. Rice, der ist eingetroffen.«
»Wunderbar.«
»Soll ich ihn anrufen?«
»Nein, sagen Sie mir nur, welche Zimmernummer er hat.«
»Es ist die Suite.« Sie bekam die Nummer gesagt.
»Hervorragend, danke.«
»Soll ich jemand schicken, der Ihnen den Koffer trägt?« erkundigte sich die freundliche Dame.
»Das ist nicht nötig.« Sie nahm den Koffer, drehte sich um und hörte Carols Ruf.
»Hier, der Schlüssel.« Carol war aufgestanden und warf ihr den Schlüssel zu.
Della fing ihn auf. »Bis gleich dann.«
»Aber komm nicht zu spät!« rief Carol ihr nach. »Wir sind schon alle gespannt darauf, was du uns über deinen tollen Job zu erzählen hast.«
»Das ist halb so schlimm.«
»Wir sehen das anders.«
Das Lachen der Frauen begleitete Della Streep bis zum Fahrstuhl. Sie hörte es nicht mehr, als sich die Türen hinter ihr geschlossen hatten. Schwer atmend lehnte sie sich gegen die Wand. Ihr war leicht schwindlig, und für einen Moment drehten sich die Wände der Kabine. Della ging davon aus, daß Freundin Carol das Thema mit der veränderten Stimme noch einmal aufgreifen würde. Sie würde nachhaken, und Della fragte sich, ob sie mit ihren Ausreden durchkam. Aus der Schulzeit wußte sie, wie penetrant Carol war, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.
Nicht sehr zuversichtlich verließ sie den Lift und suchte nach ihrem Zimmer. Sie fand es schnell, schloß auf und betrat den Raum, in dem es nach Carols Parfüm roch. Sie stellte den Koffer ab und zog den Mantel aus. Ihre Gedanken drehten sich ohne Unterlaß um Romanow,

von dem sie sich Hilfe erhoffte.
Er wohnte hier. Das war ihr Vorteil.
Della Streep verließ das Zimmer so leise wie ein Dieb. Im Flur blieb sie stehen und schaute in die verschiedenen Richtungen. Die Wände waren beige gekalkt worden, Holzbalken reichten vom Boden bis zur Decke.
Della ging einige Zimmertüren ab, schaute nach den Zahlen und fand die Tür zur Suite des Russen.
Ihr Herz klopfte schon schneller, als sie davor stehenblieb. Wie würde Romanow reagieren, wenn sie ihm von ihrem Fehler berichtete? Aber war es überhaupt ihr Fehler?
Dann pochte sie dreimal gegen das Holz.
Nichts tat sich.
Sie wollte es noch einmal versuchen, als sich die Tür nur spaltbreit öffnete. In dem Ausschnitt erschien das blaßgraue Gesicht das Russen.
»Ich bin es.«
»Okay, komm rein.«
Er öffnete Della die Tür, und sie betrat die Suite, in der die Vorhänge das große Fenster fast ganz bedeckten. Nur in der Mitte war ein schulterbreiter Spalt frei.
Della Streep ging weiter. Sie schaute auf das Bett - und blieb stehen.
Dort lagen zwei gefesselte Frauen!
Sie selbst und Glenda Perkins…

***

Nachdem wir den Stadtrand erreicht hatten, kamen wir besser durch. Auch jetzt fuhr ich noch mit eingeschalteter Sirene. Wir drei hatten das Gefühl, daß es auf jede Minute ankam, denn auch nach einem zweiten Anruf hatte sich Glenda in ihrem Zimmer nicht gemeldet.
Glücklicherweise waren die Straßen nicht glatt. Die trockene Kälte hatte nicht mal einen feuchten Schimmer hinterlassen, ich konnte aufdrehen und tat es auch.
Wladimir Golenkow hatte uns keine Fragen gestellt. Er war in seinen Gedanken versunken, während Suko neben mir hockte, sich ruhig gab, es aber nicht war, dafür kannte ich meinen Freund gut genug. Er war der Beifahrer und Wegweiser. Mit knappen Worten gab er bekannt, wie ich zu fahren hatte, ansonsten lenkte er mich nicht ab, denn ich brauchte all meine Konzentration.
Natürlich machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte früher im Büro anrufen sollen oder müssen, aber wie konnte ich ahnen, daß Glenda plötzlich in diesen Fall hineingerutscht war?
»Nächste Straße rechts, dann sehen wir schon die Zufahrt zum Hotel!« Sukos Stimme riß mich aus meinen Gedanken.
Die Scheinwerfer warfen ein blasses Licht vor uns auf den Weg.

Ein Schild erschien. Es war der Hinweis auf das Hotel, und nicht mal zwei Minuten später stoppte ich den Wagen vor dem Eingang. Der eigentliche Parkplatz hatte mich nicht interessiert.

Wir stiegen aus - und hörten Frauengelächter. Dort war sicherlich der Bär los. Mochten sich die meisten auch freuen, Glenda Perkins sicherlich nicht. Wenn sie nicht schon tot war, befand sie sich möglicherweise in Lebensgefahr.

Unser Auftritt zu dritt wurde natürlich dementsprechend kommentiert, darum kümmerten wir uns nicht. Die blonde Frau an der Rezeption schrak zusammen, als wir drei wie eine lebende Mauer vor ihr standen und unsere Fragen stellten.

»Ich hatte angerufen und mich nach Miß Perkins erkundigt«, sagte Suko. »Welche Zimmernummer hat sie?«

Die Blonde schaltete auf stur. »Ich weiß nicht, ob ich berechtigt bin, Ihnen Auskunft zu geben.«

»Doch, das sind Sie!« sagte ich und präsentierte ihr meinen Ausweis.

Sie schaute ihn an, wurde etwas blaß um die Nase und gab uns bereitwillig Antwort.

Dann stellte Wladimir noch eine Frage. »Wohnt hier zufällig auch ein gewisser Romanow?«

»Ja, stimmt.«

Für einen Moment froren wir ein. »Wo?« wollte ich wissen.

»Er hat die Suite…«

»Die Nummer.«

Wir bekamen sie. »Meine Güte, was ist denn los? Wollen Sie hier eine Aktion starten?«

»Das steht noch nicht fest«, erwiderte Suko. »Aber tun Sie sich selbst einen Gefallen und halten Sie sich raus, Lady.«

»Ja, natürlich, das werde ich.«

»Okay.«

Auch jetzt wurden wir von den Damen angesprochen und angelacht, aber danach war uns nicht zumute. Suko blieb vor dem Lift stehen und hatte gewisse Einwände.

»Findet ihr es gut, wenn wir zu dritt in die Suite des Mannes hineinstürmen?«

»Worauf willst du hinaus?«

»Ganz einfach, John. Wir sollten ihn in die Zange nehmen. Zumindest einer von uns sollte versuchen, über die Rückseite an ihn heranzukommen. Ich habe an der Vorderseite Balkone gesehen, die werden ja sicherlich auch hinten vorhanden sein.«

»Das kannst *du* machen.«

»Werde ich auch.« Er lief noch einmal zurück und erkundigte sich nach der Lage der Suite.

Wladimir und mich kümmerte das nicht. Wir fuhren hoch, und mein

russischer Freund sagte mit keuchend klingender Stimme. »Ich will Romanow, ich will ihn haben…«

***

Glenda Perkins kam sich vor wie in einem bösen Traum, und ebenso mußte es auch der neben ihr liegenden Mandy Rice mit dem Gesicht der Della Streep ergehen, die jetzt neben ihrem Bett stand.

Romanow hatte sie hereingelassen und Glenda den Knebel entfernt.

Die Streep grinste böse. »Darauf habe ich gewartet. Euch hier vor mir gefesselt liegen zu sehen. Euch leiden zu sehen, eine Rache zu genießen und…«

»Du kommst damit nicht durch«, sagte Glenda leise. »Man ist dir und diesem Romanow bereits auf den Fersen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Wer denn?«

»John Sinclair und Wladimir Golenkow.« Sie hatte den Namen des Russen bewußt gesagt und wartete auf Romanows Reaktion, die auch nicht ausblieb, denn er zischte zuerst einen Fluch, bevor er erklärte, daß er Golenkow foltern und töten würde. »Ich habe die Macht«, fügte er noch hinzu. »Ich habe das Blut, das alles verändert. Darin stecken die Gene, die so magisch verändert worden sind. Ihr beide seid zu schwach, um dagegen anzukommen. Es ist einzig und allein mein Blut.«

»Von Ihnen?« fragte Glenda.

»Nein, es ist ein Erbe.«

»Wer hat es Ihnen überlassen?«

»Einer, der viel mächtiger und größer war als ich. Der leider tot ist, dessen Name aber nach wie vor wie ein unheimlicher Schatten durch die Geschichte Bußlands geistert - Rasputin.« Er lachte, als er Glendas erstauntes Gesicht sah. »Ja, du wunderst dich, aber es ist tatsächlich das gestockte und alte Blut Rasputins, das er meiner Verwandtschaft damals überlassen hat. Er zapfte sich kurz vor seinem Ende selbst an, und er schenkte sein Blut den Romanows, denn sie allein hat er als würdige Erben bezeichnet.«

Weder Della noch Mandy konnten einen Kommentar geben. Sie nahmen es hin, aber Glenda wollte mehr über das Blut wissen. »Dann hat sein Blut für die Veränderung der Gesichter gesorgt?«

»Ja, es ist durch die Magie im positiven Sinne verseucht worden. Auch Rasputin war ein Mensch, der die Schönheit liebte. Er war unersättlich, was Frauen anging. Er wollte sie alle für sich haben, er war ein Götze und ein Diener der Schönheit, und er hat sein Blut dieser Schönheit geweiht. Er stand in Verbindung mit gewaltigen Mächten. Ihm öffnete sich das Tor zur Hölle, und wahrscheinlich ist es

ihm gelungen, den Segen des Satans für dieses Opfer zu erhalten. Wer dieses Blut trinkt, der wird erleben, daß es nimmt und gibt. Es gibt die Schönheit, es nimmt die Häßlichkeit, aber es kann auch umgekehrt reagieren. Es müssen immer zwei vorhanden sein, so ist es bei Mandy und Della gewesen. Ich habe es schnell erkannt, und ich war schon in Moskau so weit fortgeschritten, daß ich mit diesem Erbe experimentieren konnte. Ich habe es an älteren Männern ausprobiert. Tropfenweise nur, und ich habe erlebt, wie sie sich verjüngten. Hat nicht auch Rasputin sehr lange gelebt und überlebt, bevor er dann unglücklicherweise ertrankt. Viele haben behauptet, daß er nicht alterte, und das muß an seinem Blut gelegen haben. Ja, es lag an seinem Blut, denn ich habe es ausprobiert. Ich greife in die Natur ein, ich werde ein Magier der Schönheit werden…«

»Eine unechte, eine Teufelsschönheit ist das!« fuhr Glenda ihn an.

»Stört es mich?«

»Leider nicht.«

»Aber dich wird es stören.« Romanow beugte sich tiefer. »Du bist keine häßliche Frau, aber ich werde aus dir eine machen, darauf kannst du dich verlassen.« Er griff in die rechte Tasche und holte einen kleinen Gegenstand hervor, mit dem Glenda nicht zurechtkam. Es war ein Metallkreis, vergleichbar mit einem Schlüsselanhänger. Ein dünner Metallfaden hing von diesem Kreis nach unten, und das Ende des Fadens bildete ein dicker, roter Tropfen.

»Das ist sein Erbe, sein Blut. Ich habe es von Rasputin erhalten, über gewisse Umwege, was mich aber nicht weiter stört. Ich habe darauf gewartet, daß sich in meinem die Grenzen öffnen. Das ist nun geschehen, und ich werde grenzenlos agieren können.«

»Ja! Ja!« schrie Della Streep und ballte dabei die Hände zu Fäusten. »Mach es endlich, stopfe ihr Rasputins Blut zwischen die Zähne. Laß sie häßlich werden, gib ihr ein anderes Gesicht. Nimm ihr die Glätte, die Schönheit, und dann wird sie nach unten gehen und…« Ihre Worte erstickten in einem Gurgeln, der reine Haß hatte sie überfallen.

Glenda konnte nur auf den Tropfen schauen, der bereits über ihrem Gesicht schwebte. Er sah normal aus, nicht mal besonders gefährlich, für sie allerdings war er ein magisches Fallbeil, das sie jeden Augenblick zerstören konnte.

Die Hoffnung auf Rettung hatte sie aufgegeben. So etwas passierte meist nur im Film, wo dann der Held in der letzten Sekunde auftauchte und die Gefangene rettete.

Nein, keine Chance!

Der Tropfen sackte tiefer. So tief, daß Glenda den Eindruck hatte, er würde über ihre Lippen hinwegstreichen und ihr einen Kuß auf den Mund hauchen.

Sie verkrampfte sich.

Oberhalb des Tropfens verschwamm das Gesicht des Russen zu einem schaurigen Schatten. Sie sah den Mund, das verzerrte Grinsen auf den Lippen, und dann hörte sie das Geräusch.

Ein hartes, wütendes Klopfen!

Nicht an der Tür, am Fenster!

Romanow erstarrte, der Tropfen sank nicht mehr tiefer, und er drehte den Kopf nach rechts, bevor er zu Della Streep sagte: »Sieh nach…«

***

Jetzt, wo es darauf ankam, war ich eiskalt. Im Gegensatz zu Wladimir Golenkow, dem es nicht schnell genug gehen konnte, denn Romanow war für ihn ein rotes Tuch.

Ich hatte mein Ohr gegen die Tür gepreßt, um lauschen zu können.

Es wurde gesprochen, das kriegte ich trotz der Dicke der Tür mit, aber ich verstand nichts.

Dann fiel mein Blick auf die Klinke. Normalerweise rechnet man damit, daß ein Hotelgast seine Zimmertür von innen abschließt, trotzdem probierte ich es.

Die Überraschung ließ mich starr werden.

Die Tür war offen!

»Was ist denn?« wisperte hinter mir der Mann aus Rußland.

»Die Tür ist offen!«

Wladimir blieb die Spucke weg. Ihm stockte der Atem, und ich mußte ihn warnen. »Keine übereilten Taten, bitte.«

»Ist gut.«

Ich drückte die Tür vorsichtig auf, und nun hörte ich die Stimmen deutlicher. Zumeist sprach Romanow, sogar relativ weit entfernt, was auch an der Größe der Suite lag.

Ich war sicher, daß wir es packen konnten und schob die Tür weiter auf. Als erster betrat ich den Flur. Wladimir war dicht hinter mir. Ich hörte nun Glenda sprechen, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Sie lebte! Wir konnten uns Zeit lasen. Golenkow spielte hervorragend mit. Er schob gekonnt die Tür wieder zu, so daß kein Laut dabei zu hören war.

Ich war weitergegangen.

Ein erster Blick in den größten Raum der Suite gelang mir aus sicherer Deckung.

Zwei Frauen lagen gefesselt auf dem breiten Bett. Eine davon war Glenda Perkins. Zum erstenmal sah ich unseren eigentlichen Gegner, den Russen Romanow. Er hatte sich über Glenda gebeugt und drehte uns den Rücken zu.

Das war günstig.

Wladimir stieß mich an. Er wollte nicht mehr länger warten. In diesen Augenblick klopfte es gegen die hinter einem Vorhang

verborgene Balkon- oder Terrassentür.

Sehr laut und fordernd. So klopfte nur jemand, der sich nichts vormachen ließ und wahrscheinlich mehr gesehen hatte als wir.

Unser Freund Suko!

***

Della Streep zögerte einen Augenblick zu lange, was Romanow nicht paßte. »Sieh endlich nach!«

Sie holte Luft und nickte.

Dann lief sie weg. Romanow blickte auf ihren Rücken, Glenda Perkins hatte er vergessen.

Della war stehengeblieben. Sie zog den Spalt des Vorhangs noch weiter auseinander, drehte sich aber zu dem Russen hin um. »Da draußen steht ein Chinese.«

»Was?«

»Ja, ein Chinese.«

Bei dieser Antwort hatte Glenda Mühe, keinen Jubelschrei loszuschicken. Sie blieb ruhig liegen, was ihr mehr als schwerfiel. Neben dem Bett bewegte sich Romanow. Das Auftauchen des Fremden hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Auch Della wußte nicht, was sie tun sollte. Sie lamentierte und sprach damit mehr mit sich selbst, bis sie von gewissen Handbewegungen des Chinesen sprach und dann meinte, daß er unbedingt die Suite betreten wollte.

»Den werde ich vertreiben!« Romanow richtete sich auf und ging mit wuchtigen Schritten auf das Fußende des Betts zu.

Bisher hatte sich Wladimir Golenkow still verhalten. Er hatte alles gesehen, auch den ungewöhnlichen Gegenstand mit dem roten Tropfen in der Hand seines Gegners.

Nun aber war es mit seiner Beherrschung vorbei. Die Frauen waren nicht mehr direkt bedroht, und Wladimir drehte durch. Er sprintete an mir vorbei und brüllte in das große Zimmer hinein. »Romanow, ich bin da! Ich komme…«

Ich hatte Wladimir nicht halten können, schaute sehr bald auf seinen Rücken. Romanow hatte die Worte gehört, möglicherweise auch die Stimme erkannt, und er fuhr noch während des Laufens herum.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich für einen winzigen Augenblick. Die nackte Panik zeichnete sich darin ab, dann war Wladimir bei ihm und rammte ihm die Faust in den Leib.

Romanow torkelte zurück und sackte gleichzeitig zusammen. Das ließ Golenkow nicht zu. Er bückte sich, packte seinen Landsmann, riß ihn in die Höhe, wuchtete ihn herum und schleuderte ihn quer durch den Raum gegen die Wand.

Der Russe krachte mit ausgebreiteten Armen dagegen. Er sah aus, als wollte er in das Gefüge eintauchen, dann prallte er durch den

Gegendruck wieder nach vorn, und sein Gesicht war nur mehr eine einzige Fratze der Furcht.

Er hielt diesen Ring mit dem Tropfen noch immer fest, als würde davon sein Schicksal abhängen.

Golenkow ließ sich nicht stoppen in seinem Zorn gegenüber dem Magier, doch Zorn macht oft blind.

So war es auch bei ihm, denn er sah nicht, daß sich Della Streep abstieß wie eine Sprinterin vom Startblock, flach über den Boden und genau gegen die Beine meines Freundes hechtete.

Wladimir fiel. Er war völlig überrascht worden, streckte noch die Arme aus, ohne daß es ihm gelang, sich richtig abzustützen. Über die Schulter konnte er sich noch abrollen, mehr war nicht möglich.

Trotz seiner Luftknappheit lachte Romanow, denn er hatte seinen Feind fallen sehen. Della schlug mit beiden Fäusten auf den Liegenden ein, und Romanow sah die Chance.

Er stemmte sich hoch.

Er ging torkelnd und den Oberkörper nach vorn gedrückt. Der Mund stand offen, die Augen waren nur mehr starre Glotzinstrumente. »Erst ihn, dann die Frauen…«

»Ich glaube es nicht!« sagte ich und trat vor, so daß mich Romanow sehen konnte…

***

Er sah nicht nur mich, sondern auch das Kreuz, das aus meiner rechten Faust hervorschaute. Wenn er tatsächlich mit dem Teufel im Bunde stand, mußte er es einfach hassen.

Er starrte mich an oder das Kreuz?

Ich wußte es nicht genau zu sagen, jedenfalls fing er an zu zittern, und auch er streckte seinen rechten Arm vor. Unter der Hand pendelte der dicke Tropfen. Licht fiel gegen ihn, brach sich auf der Oberfläche und schuf Reflexe.

Ich schoß.

Es war eine blitzschnelle Bewegung gewesen, denn ich hatte meinen rechten Arm angehoben und die Kugel dicht neben die Füße des Russen in den Boden gesetzt.

Daß Della und Wladimir noch immer kämpften, störte mich nicht weiter, ich hatte Romanow nur ablenken wollen, das war mir gelungen. Er schaute dorthin, wo das geweihte Silbergeschoß eingeschlagen war, und als er den Kopf hob, war es für ihn zu spät.

Ich hatte ihn erreicht.

Der Hieb mit dem Waffenlauf erwischte seinen rechten Arm in der Beuge. Sein Arm knickte plötzlich weg, die Hand wurde gefühllos, und dann rutschte der Kreis mit dem blutigen Tropfen zwischen den Fingern hervor und landete auf dem Boden.

Er starrte ihm nach.
Ich nicht, denn mit einem langen Schritt war ich da und trat auf die weiche, blutige Masse.
Romanow wollte sich auf mich stürzen.
Ich traf ihn mit einem Rundschlag.
Er ging zu Boden, und dann ließ ich einmal mein Kreuz nach unten in die rote Masse fallen, in das Erbe des Rasputins, wie ich später von Glenda erfuhr.
Es war ein Versuch, doch ich ging einfach davon aus, daß sich diese Masse und mein Kreuz wie Feuer und Wasser zueinander verhielten.
Es stimmte!
Er brodelte, dann zischte der flache Klumpen auf. Ätzender, roter Rauch stieg mir entgegen, so daß ich gezwungen war, den Kopf zur Seite zu drehen. Dann hörte ich die schrecklichen Schreie, sprang zurück und kriegte mit, daß Della Streep über den Boden rollte und beide Hände gegen ihr Gesicht gepreßt hielt.
Auch Mandy Rice bewegte sich auf dem Bett. Nur war sie gefesselt und konnte ihr Gesicht nicht verdecken. Sie schlug nur den Kopf hin und her, und während ihrer Bewegungen veränderte sich ihr Gesicht. Das neue verschwand, das wahre kam wieder hervor, und Della Streep erhielt ebenfalls ihr anderes Gesicht zurück.
Ich schaute zu, war inzwischen zur Balkontür gegangen, hatte Suko hereingelassen und beschäftigte mich anschließend mit Glendas Fesseln, um sie endlich davon zu befreien.
Wladimir Golenkow hatte sich um Romanow gekümmert und ihm mit sichtlicher Genugtuung Handschellen angelegt. »Dich werde ich nach Rußland mitnehmen«, versprach er. »Da wirst du als Mörder vor ein Gericht gestellt.«
Das Blut gab es nicht mehr.
Ein Fleck im Teppich und ein Metallring waren zurückgeblieben. So hatte Rasputins Erbe letztendlich nichts mehr ausrichten können…

***

Zum Klassentreffen in den unteren Räumen würde keine der Frauen mehr gehen, was auch verständlich war. Glenda Perkins berichtete mit leiser Stimme, was sie von Romanow erfahren hatte, und wir erfuhren nun endlich, welches Motiv hinter dieser teuflischen Magie steckte.
Mandy Rice weinte vor Glück. Sie hatte wieder ihr normales Aussehen.
Della Streep aber weinte. Es war ein wütendes Schluchzen, aber sie tat keinem von uns leid. Mit dem falschen Gesicht war sie eine von Haß gezeichnete Person gewesen. Zuschulden kommen lassen hatte sie sich nichts, wenn ich die Maßstäbe des Gesetzes anlegte. Sie brauchte also keine Anklage zu fürchten.

Das sah bei Romanow anders aus. Wir hatten es in diesem Fall mit einem Menschen zu tun bekommen, nicht mit einem Dämon. Dieser Mensch aber hatte versagt, er hatte sich selbst über- und die Kräfte der Hölle unterschätzt.

In seiner Heimat würde er die ihm zustehende Strafe erhalten. Nur einer von uns war richtig happy, unser Freund Suko. Denn er war im Finale dieses Falls nur Zuschauer gewesen. Das hatte ihn gefreut, denn so etwas kam nicht alle Tage vor…

ENDE